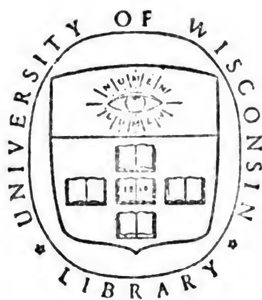
Geister in der stadt...

Tadeusz Rittner


UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY

Thaddäus Rittner
Geister in der Stadt

Thaddäus Rittner

Geister in der Stadt



Rikola-Verlag
Wien Berlin Leipzig München
1921

Druck von Waldheim-Eberle A. G.

I

Der erste in der Stadt war Simon Pikebeil, Fleischhauer. Einstens schlichter Arbeiter. Bald nach dem großen Kriege hatte sein Aufstieg begonnen. Und nun war er alles mögliche, auch Lebemann.

Aber mit konzentriertem Alkohol befreundete er sich erst lange nach dem Sekt. Erst dann, als er sich mit Macht, feinsten Frauen und Leckerbissen übersättigt hatte. Das seelische Defizit deckte er mit Schnaps.

Und außerordentlich interessant war seine zahlreiche Dienerschaft. Darunter Künstler, Universitätsprofessoren, auch einstige Grafen, gegenwärtig Hungerleider. Er behandelte sie nachsichtig, geradezu menschlich. Neulich erhöhte er ihnen sogar die Löhne. Freiwillig; aus gutem Herzen, aus guter Laune, beileibe etwa nicht aus Angst. Denn sie waren rührend bescheiden, verneigten sich tief vor ihm, ja sogar vor Straßenkehrern und Tramwayschaffnern.

Man mußte Mitleid haben mit diesen neuesten Sklaven. Sie waren schwach, innerlich und äußerlich verkümmert. Ohne jedes Selbstvertrauen, ohne persönliche Würde, Invaliden in sittlicher Hinsicht.

Heimlich beteten sie das Geld an (Millionen, Zehntausender und sogar kleinere Banknoten), versuchten linkisch Börsengeschäfte. Sie wurden dem Geiste untreu, vernachlässigten ihre Talente, aus übermäßiger

Sehnsucht nach äußerem Reichtum. Alle, auch jene, die das Nötigste zum Leben hatten.

Gleichwohl gewährte ihnen Pikebeil bessere Bezüge. Und er wurde mit Recht verdrießlich, als seine Gattin Elvire trotzdem weiter so tat, als geschehe jenem Gesindel himmelschreiendes Unrecht.

Ja, er sagte unhöflich:

„Du bist dumm, meine Liebe, red' nicht von Dingen, die du nicht verstehst."

„Ich verstehe," sagte sie, „daß die Leute unglücklich sind."

„Ich verziehe sie," sprach Pikebeil, „ich gebe ihnen täglich drei Mahlzeiten."

„Sie wollen Freiheit."

„Das bilden sie sich ein. Sie wollen essen und trinken. Sind sie mit uns unzufrieden? So mögen sie's deutlich zeigen. Sie sollen sich rühren. Ich langweile mich ohnehin. Sie sollen uns in die Luft sprengen oder uns veredeln. Zum Kuckuck, warum veredelt mich niemand?"

„Weil das zu schwer ist, Simon, aussichtslos. Du läßt dich nicht aus dem Gleichgewicht bringen. Was liebst du wirklich? Nicht einmal deine Firma. Von mir will ich gar nicht reden, aber nicht einmal Kokotten. Höchstens nur gemeinsten Branntwein."

Pikebeil hielt sich an den Gegenstand:

„Aufruhr? Gut, aber treffen sie das? Haben sie dazu den Mut?" —

Darum verachtete er die Intellektuellen. Wegen ihrer Energielosigkeit, Feigheit. Etwas Revolution

würde ihn zerstreuen, ihm auch, wie er meinte, gesundheitlich zuträglich sein. Aber dies wagten sie gar nicht. Sie seufzten bloß. Murrten hin und wieder, aber vorsichtig, äußerst diskret, wenn sie unter sich waren.

Man erzählte von ihnen dies und jenes. Man sagte, sie hätten geheime Verbindungen, Versammlungslokale, ja versteckte Waffen. Das war lächerlich übertrieben. Was sollten sie mit Waffen? Wäre das konsequent? Mußten sie nicht alles Gewaltsame, Rohe, Primitive, grundsätzlich verurteilen?

Sie besaßen bloß so etwas, wie einen Klub. Mit rein geselligen, durchaus unpolitischen Zielen. Und sie dachten gar nicht an die Vernichtung ihrer Unterdrücker, sie empfanden für sie, im Gegenteil, eine Art unglücklicher Liebe. Sie äfften ihnen nach, wie einstens die Bourgeoisie dem Adel nachahmte. Bewußt aßen sie unmanierlich, kleideten sich geschmacklos, redeten möglichst ungebildet. Bloß um ihren Herrn ähnlich zu scheinen. Es fiel ihnen nicht im Schlaf ein, Pikebeil oder andere Machthaber veredeln zu wollen.

Und die Kunst fehlte gänzlich. Sie war darum gestorben, weil eines Tages die Geldleute jede Heuchelei aufgegeben hatten. Ein bedeutsames (moralisch nicht so unerfreuliches) Ereignis. Die dicken Menschen waren endlich aufrichtig geworden. Nun waren sie stark genug; sie hatten es nicht mehr nötig, sich aus falscher Scham langweilen zu lassen. Mit heiterem Gleichmut ließen sie Bildergalerien, Schauspiel- und Opernhäuser, Literatur und Museen zugrunde gehen.

Nur Unterhaltungsanstalten blieben zurück. Nur leichteste Musik, Couplets, Tänze, Pornographie in allerlei lieblichen, gesunden, verständlichen Formen.

Der Sieg der Materie über den Geist war unerhört und wie es schien, endgültig. Die ganze Gesellschaft schien so zu empfinden, wie jene Klasse oder Partei, die Simon Pikebeil zum Führer hatte. Also endlich einmal eine Regierung, die wahrhaftig den Willen der Gesamtheit repräsentierte. Konnte man sich mehr wünschen? Etwas Ähnliches war noch nie und nirgends vorgekommen.

„Noch nie und nirgends“, versicherte der Geschichts- und Literaturprofessor, welcher Adelen, der einzigen Tochter Pikebeils Unterricht erteilte, denn hier handelte es sich nicht wie bisher um vorübergehende Erfolge, dieser oder jener politischen Partei oder Gruppe. Wenn wir zwei auf einem Brett ... Verzeihung, wenn zwei Jungen auf einem Brett schaukeln, so macht dies den Eindruck eines Spiels des Zufalls. In einem bestimmten Moment ist A oben und B unten. Dann ändert sich plötzlich die Situation, scheinbar ohne jeden Grund. Nun ist B oben und A unten, aber warum? Sie haben die Empfindung, dies sei nichts Vernünftiges, nichts Solides, bloß ein Scherz der Natur. So war's bisher in der Politik. Warum herrscht die Partei A? Warum regiert ihr Führer? Weil er der einzige Starke und Schwindelfreie ist, der oben stehen kann? Nein, antwortet ihnen der nächste Augenblick. Ein Ruck und ...“

„Und der Papa liegt unten, nicht wahr?“

„Nein, das ist's eben, das ist der große Unterschied zwischen gestern und heute. Ihr hochverehrter Herr Papa wird niemals unten liegen."

„Warum nicht?"

„Weil er recht hat. Ihr hochverehrter Herr Papa ist das Oberhaupt der großen mächtigen Partei, die Recht hat. Darum. Er ist nicht zufällig oben. Die Zeit des Schaukelns ist gottlob vorüber. Und eigentlich kann man überhaupt von keinen Parteien mehr reden. Denn wo sind die Gegner der heutigen Regierung? Wo sind die Vertreter der gegenteiligen Ansichten, Grundsätze, Interessen? Irgendwo versteckt, unsichtbar. Es sind Nullen, Nichtse. Wer würde sich um sie kümmern? Sie zählen nicht."

„Ja, gehören Sie selbst nicht zu ihnen, als Gelehrter und Professor?"

„Wenn auch. Was hat dies zur Sache? Wir zählen nicht."

„Aber Sie sollten gegen meinen Vater sein, Sie sollten ..."

„Zunächst bin ich gegen die Unordnung. Darum scheint mir der gegenwärtige Zustand ..."

„Hol' ihn der Teufel!"

„Bitte? ... der gegenwärtige Zustand sehr gut für die Gesamtheit. Man verliert keine Zeit durch Reden, Streiks, Agitation. Das ist sehr wichtig. Still und sachlich widmet sich die Bürgerschaft ihrer Arbeit. Man ist vernünftig, praktisch. Nüchtern ist man im schönsten Sinne dieses Wortes. Ja, eines dürfte ihnen kaum aufgefallen sein, denn Sie sind's schon gewohnt:

seit geraumer Zeit gibt es bei uns weder nervöse, noch exzentrische, noch närrische Menschen. Das ist begreiflich. Denn planmäßige, zielbewußte Arbeit..."

Adele unterbrach ihn heftig:

„Ach ja, ja! Arbeit, Ordnung, keine Narren... Aber ich hänge mich auf."

Geradezu ein Ausbruch.

„Wie meinen?" fragte verlegen der einstige Universitätsprofessor.

„Ich kann nicht schlafen", sprach Adele. „Ich bin krank vor Ungeduld und Sehnsucht nach Abwechslung. Ich kann nicht mit Menschen reden, denn einer ist genau so wie der andere. Ich kann nicht durch die Stadt gehen, denn alle Häuser und Gassen sind einander ähnlich. Meine einzige Unterhaltung ist zuzuhören, wie sich Dienstmädchen ihre Träume erzählen. Und Sie, Sie... wie können Sie behaupten, dies Elend würde niemals enden? Warum sagen Sie, Papa habe Recht? Sind Sie nicht einer von den wenigen, von den Nullen und Nichtsen? Und Sie ertragen es ruhig, nicht mitgezählt zu werden? Nein, das ist unmöglich, Sie betrügen mich. Sie machen sich lustig über mich und uns alle, ja. Sie selbst glauben nicht an die jetzige Regierung, nicht an diese mächtige Mehrheit, nicht an diese ganze Wüste, die heute Leben heißt. Weshalb reden Sie nicht die Wahrheit? Weshalb gehen Sie nicht hin und machen Revolution, anstatt Vorträge zu halten über Weltgeschichte oder über diese Literatur, die seit Jahren nicht mehr existiert?"

Der Professor lächelte nervös und horchte. Es schien ihm es käme „der Papa“. Er sagte flehentlich:

„Beruhigen Sie sich, Fräulein. Ich beschränke mich auf eine durchaus objektive Darstellung des Sachverhaltes. Ich stelle bloß fest, wie die Dinge jetzt liegen. Was meine Person betrifft so ... steht sie in keinem Zusammenhang mit dem Gegenstande unseres Unterrichtes. Meine Privatansicht, meine politischen Grundsätze? Es lohnt sich nicht, darüber zu sprechen. Denn ich gehöre ja, wie Sie wissen, zu den niedersten Schichten der Gesellschaft. Es läßt sich nicht leugnen, ich war Professor, Dekan, Rektor der Universität und — ich mache kein Hehl daraus —, auch mein Vater war bloß Gelehrter. Ich gestehe es aufrichtig ein. Und doch bin ich keineswegs Gegner der höchsten Kreise. Im Gegenteil, als Bürger stehe ich auf Seiten jener, denen wir Ruhe und Wohlstand verdanken. Auf Seiten der löblichen Stadtverwaltung und ...“

„Meines hochverehrten Vaters“, schloß Fräulein Adele höhnisch.

II

Pikebeil war sehr für Fußmärsche. Theoretisch. Es war ihm sehr sympathisch, aber leider verboten. Er war zu schwer dazu, hatte davon mehr Atemnot und Mühe, als wirkliches Vergnügen.

Darum machte er vorwiegend passive Bewegung mit seinem Automobil. Meistens allein, um keine Kon-

versation zu führen. Sprechen? Ja, wenn man dringend mußte. Aber sich unterhalten mußte man niemals. Überdies ärgerte ihn seine Frau. Und seine Tochter ärgerte er selbst. Zudem war er auch auf seinen Fahrten nur scheinbar allein. Denn eigentlich pflegte er dabei nichts zu denken, sondern bloß im Geiste Briefe zu schreiben, mit dem oder jenem zu unterhandeln, seine Geschäftsfreunde, Kollegen im Stadtrat und andere zu belügen. So begleiteten ihn eigentlich Unzählige auf den Spazierfahrten. Das war seine Erholung. Und mit seinem Chauffeur sprach er fast niemals. Er gab ihm nie den Befehl in einer bestimmten Richtung zu fahren; Sache des Chauffeurs war es, immer neue, unterhaltende Ziele auszudenken. Und manchmal äußerte der Bürgermeister tadelnd:

„Neulich sind wir ja auf demselben Weg gefahren, du Esel."

Ja, er wußte alles und hatte Augen. Er bemerkte unterwegs dies und jenes. Zuweilen nicht ohne Neid.

Sieh, da geht ein Mensch auf der Landstraße. Mager, leicht, munter einen Stock schwenkend, romantisch zerlumpt. Wie angenehm so zu wandern, ohne Ballast, Asthma, Geschäftssorgen. Obendrein höchstens 25 Jahre alt.

Da geschah etwas. Das Auto blieb stehen. Der Wagenlenker sprang ab, flüsterte leise, diskret: „verdammte Schweinerei", und begann die Maschine zu untersuchen. Mit einer Hand, von unten; wie eine Mutter, die konstatieren will, ob das Kind naß oder trocken.

Nun hatte Pikebeil die Täuschung, als ginge der junge Wanderer schneller. Man hörte ihn sogar laut sprechen. Und er lächelte dabei. Es war zweifellos ein heiterer Monolog.

Pikebeil dachte neidisch:

„Vielleicht ist er nicht nur jung, sondern auch besoffen. So einer hat's gut. Für ihn ist der Wein noch ein Vergnügen, für mich bloß ein Bedürfnis."

Er fühlte so etwas, wie retrospektive Sehnsucht. Nach sich selbst vor dreißig Jahren. Nach der Zeit der Armut. Da man noch zu Fuß ging und der Alkohol so gut schmeckte, wie ein verbotener Kuß.

Der Chauffeur auf dem Boden liegend, schwitzte und betastete weiter ergebnislos die Maschine.

Pikebeil rauchte seltsam geduldig. Er sah dem munteren Jüngling nach, der sich immer mehr entfernte. Dann plötzlich wachte er auf und fragte:

„Was gibt's?"

Jener begann stammelnd den Vorfall zu erklären. Gelehrt, unverständlich (denn der Mann hatte vor Jahren ein technisches Lehrbuch verfaßt) und schließlich seufzte er und meinte:

„Es geht nicht."

„Wieso?"

Der Sachverständige sagte wieder einige fachliche, sicherlich hoffnungslose Worte, riet dem Brotgeber sich doch lieber zur nahen Eisenbahnstation zu bemühen, begann aber dann neuerlich zu tasten, zu drehen und zu klopfen und erklärte plötzlich:

„So, nun fahren wir weiter."

Dies taten sie mit großem Lärm und Temperament. Sausten an dem Fußreisenden vorbei, der wieder ganz langsam ging, überflogen eine Brücke, ließen die Eisenbahnstation hinter sich und ... blieben zum zweitenmal stehen.

„Bravo, Herr Ingenieur“, rief Pikebeil zornig und höhnisch.

Er bedauerte laut, daß er sich nicht lieber ordentliche Menschen hielt, als Kretins mit akademischer Bildung.

„Ich möchte noch eines versuchen“, sagte nachdenklich der Chauffeur. „Ich habe eine Idee, eine Hypothese.“

Und er warf sich wieder auf den Boden. Aber Pikebeil verdarb ihm die Freude.

„Genug, ich fahre mit der Eisenbahn und pfeif' auf Ihre Hypothese.“

Er stieg aus, blickte auf die Uhr. Zögernd und vorsichtig wie ein neues Schiff, begann er in der Richtung des Bahnhofes zu segeln.

Da trat der junge Mann mit dem lustigen Spazierstock auf ihn zu und erkundigte sich schlicht:

„Ist es weit zur Bahn?“

„Nein, kommen Sie mit.“

Sie gingen und der Jüngling setzte sein törichtes Lachen und sein Selbstgespräch fort.

Er hatte sonderbar glänzende Augen. Das fiel dem dicken Begleiter auf. Und offenbar pflegte er nur selten zu essen, denn sein Gesicht hatte fast gar kein Fleisch, sondern bloß ein Lächeln.

Ein Habenichts. Und Pikebeil sagte ohne Umstände:

„Sie haben einen Rausch.“

„Wie? Ich habe nichts getrunken."

„Hm, also nur so von der Luft?"

„Das ist möglich, die Luft hier ist gut. Und auf Reisen bin ich immer fröhlich.

„Auf Reisen?"

„Ja, ich bin ein Fremder. Aber ich bin entschlossen hier zu bleiben."

„So, warum?"

„Ich will etwas gründen. Ein größeres Unternehmen." Er lächelte sonnig und wiederholte: „Ein ganz großes Unternehmen."

Pikebeil streifte mit einem mißtrauischen Blick seine zerrissenen Schuhe.

Und der Jüngling stellte sich unvermittelt vor.

„Wie?" fragte Pikebeil.

Worauf der Zugereiste abermals seinen Namen nannte. Aber Pikebeil verstand auch diesmal nur den Vornamen ... Ziprian.

Sie saßen auf dem Bahnsteig und erwarteten den nächsten Zug.

„Haben Sie das notwendige Kapital?"

„Ich brauche keines", erwiderte der Jüngling schnell und sorglos.

Er fügte hinzu:

„Und Sie sind Bürgermeister, wie ich gehört habe, nicht wahr? Sehr interessant. Ich bin noch nie im Leben einem Bürgermeister begegnet."

Der Würdenträger murmelte:

„Kann schon sein, aber ... Kapital braucht jeder Unternehmer."

„Ich nicht", versicherte Zyprian.

„Was haben Sie denn vor?

„Das ist ein Geheimnis."

Der Bürgermeister runzelte die Stirn und maß wieder den Jüngling mit ungläubigen Blicken. Er ist verrückt, fiel es ihm ein.

Aber der junge Mann hatte weder die Augen, noch die Gesten eines Verrückten. Eher ein Strolch, ein Abenteurer.

Und Pikebeil fragte:

„Haben Sie schon Ihre Fahrkarte?"

„Nein."

„So müssen Sie gleich eine lösen. Die Kassa ist dort auf der anderen Seite."

„Gerne, aber borgen sie mir Geld."

„Wie? Sie haben nicht einmal soviel?"

„Momentan nicht."

„So, momentan, das kennen wir, mein Bester. Ein ganz großes Unternehmen, ha, ha!"

Aber Zyprian schien keineswegs verlegen; er sah den dicken Herrn strahlend an und sprach:

„Bald werde ich Überfluß an allem Möglichen haben. Sie können ruhig sein. Wenn ich wollte, verschaffe ich mir sofort einen Haufen Geld. Aber hier wäre es unbequem."

„Wie unbequem?"

„Leider darf ich Ihnen nichts Näheres darüber mitteilen. Doch werden Sie nächstens genug von mir und meinen Angelegenheiten hören. Ich sehe nicht vornehm aus, das ist richtig, und besitze

augenblicklich nicht einen Groschen, aber ... ich habe das."

Er zeigte auf den rührend einfachen Griff seines Spazierstockes, den er vorhin so lustig geschwenkt hatte.

Der Zug kam angefahren. Der Bürgermeister hätte allein in einen Waggon steigen und sich so von dem verdächtigen Begleiter befreien können. Doch hatte der Spazierstock des Jünglings seine Neugierde erregt.

Er rief ihm zu:

„Rasch mit mir! In die Erste. Wir bezahlen während der Fahrt."

Sie fuhren ab. Der Bürgermeister räusperte sich.

„Nun, was ist damit?"

„Womit, Herr Bürgermeister?"

„Zeigen Sie mal ihren Stock."

Zyprian gehorchte bereitwillig. Der Griff war rund, schwarz, unscheinbar, wahrscheinlich von Holz.

„Sie wollen das Ding verkaufen?"

„Nicht um ein Königreich."

„Es ist auch gar nichts wert."

„Für mich sehr viel, ungeheuer viel."

„Ganz gewöhnliches Holz."

„Möglich, ich weiß es nicht."

„Ja, weshalb ist es für Sie so wertvoll?"

„Ich kann es ihnen nicht sagen."

„Wie?"

„Ich kann es nicht sagen."

„Schwindel. Wissen S', was Sie sind? Ein Gauner.

Sie wollten nichts anderes, als Geld von mir herauslocken."

„Geld? O wie sehr irren Sie sich, Herr Bürgermeister! Wenn Sie nur wüßten, wie gleichgültig es mir ist, ob meine Taschen voll oder leer sind!"

Der Bürgermeister sah ihn verächtlich an. Nach dieser Blasphemie stand es für ihn fest, daß Zyprian ein gefährlicher Mensch war, der ehestens eingesperrt werden sollte.

Er erklärte ruhig aber entschieden:

„Nach § 527 unseres Staatsgrundgesetzes sind mittellose Subjekte mit schwerem Kerker zu bestrafen."

Und sobald sie in der Hauptstadt angekommen waren, ließ er den Jüngling verhaften.

III

Peter, Simon Pikebeils Bruder, ein sehr reicher Bauer, kam selten, aber doch hin und wieder in die Stadt. Er tat sein Möglichstes, um so auszusehen, wie alle Städter. Besaß übrigens mehr Bildung als der andere, der Bürgermeister. Und doch fiel er auf der Straße auf. Weder er selbst, noch Simon, noch jene, die sich nach ihm umschauten, wußten den Grund.

Doch hatte Fräulein Adele einen ganz kleinen Bruder, und Kinder sind gute Beobachter.

Peter ging mit dem achtjährigen Knaben spazieren. Der Knabe sagte:

„Bitte Onkel, schau' nicht immer hinauf."

„Was denn? Ich schaue nach allen Seiten. Ist das etwa verboten? Einmal sehe ich mir ein Haus oder einen Turm, ein andermal jemanden im Fenster an, dazu hat man ja Augen.“

„Gut, aber nicht hinaufschauen.“

„Warum nicht?“

„Weil's niemand tut, nur du allein. Auf dem Lande darfst du tun, was du willst, aber auf der Straße muß man so gehen und so schauen wie die andern Leute.“

Der Onkel lachte, zog den Kleinen am Ohr, erklärte, er wäre zu alt, um sich erziehen zu lassen und überhaupt gewöhnt, sich so zu verhalten, wie es ihm beliebte.

Trotzdem begann er die Passanten aufmerksam zu studieren. Und siehe sie benahmen sich alle so, als hätte die Welt nur ein Stockwerk. Vorwiegend machten sie überhaupt keinen Gebrauch von ihren Augen, sondern liefen rasch, geschäftig, mit hängenden Köpfen. Wer keine Eile hatte, sondern bloß spazierte, schaute nach rechts oder nach links. Frauen musterten Auslagen, Männer betrachteten die Frauen. Hin und wieder blickten sie auf das Pflaster, um sich nicht schmutzig zu machen oder fremde Füße zu sehen. Aber niemand schaute auch nur eine Sekunde in die Höhe.

Der Bürgermeister, dem der Bruder seine Beobachtung mitgeteilt hatte, dachte eine Weile nach und sagte:

„Ja, das ist richtig und in Ordnung, was gibt's denn oben zu sehen? Vögel und Aeroplane kennen wir alle, auch die kleinsten Kinder. Also wozu in den

Himmel glotzen? Das ist unanständig. Sämtliche interessante Dinge sind unten.

„Ja," entgegnete Peter, „Muffi ist auch der Ansicht, daß alles Interessante unten ist."

„Muffi?"

„Ja, mein Hund."

Der Bürgermeister nahm dies ganz ruhig hin. Harmlos begann er von Hunden zu reden, dann von Geschäften. Er gab dem Bruder Winke, was er kaufen und was er verkaufen solle. „Du kannst dich darauf verlassen," meinte er, „ich habe eine gute Nase."

„Wie Muffi", wiederholte Peter beharrlich.

Und er fügte hinzu:

„Die guten Nasen sind für euch Großstädter sehr bezeichnend."

Simon dankte mit einem Kopfnicken, für die vermeintliche Schmeichelei und erwiderte:

„Oh, ihr Bauern, seid auch gar nicht dumm. Eure Erfolge in den letzten Jahren — alle Achtung! Wie prachtvoll habt ihr die politischen und wirtschaftlichen Konjunkturen ausgenützt. Keiner von den einstigen Grafen und Landmagnaten hatte jemals soviel Geld und Boden, wie du oder dein Schwager. Ihr seid wirklich gewachsen."

„Dafür wachsen bei euch Häuser", bemerkte der Bruder. „Seit ich voriges Jahr hier war, sind viele neue dazu gekommen. Unter andern der Riese in der Bankgasse."

„In der Bankgasse?" wunderte sich der Bürgermeister. „Du irrst, dort steht nichts Neues. Im Gegen-

teil, dort wäre die Hälfte niederzureißen. Und ich glaube, man hat schon damit begonnen. Am ältesten Haus sah ich neulich ein Gerüst."

„Das Gerüst wird ja abgetragen," erwiderte Peter, „es ist ein Neubau. Er ist eben fertig geworden. Ich weiß es bestimmt. Diesen Morgen war ich selbst dort. Der obere Teil steht bereits frei. Er ist wundervoll, ein Märchen."

„Märchen, das stimmt," lachte Simon, „das hast du bloß geträumt, das ist unmöglich. Sie müßten es rein in einer Nacht erbaut haben, denn gestern sah ich dort nichts wie Schutt und Trümmer."

„Und ich sah es heute, ein ganz neues Haus."

„Ja, bockbeinig warst du immer."

„Und ihr seid alle blind."

„Ich kann schwören, daß in der Bankgasse ..."

„Ihr schwört leicht, denn ihr glaubt an gar nichts."

„Aber Augen haben wir doch."

„Bloß Nasen."

„Wetten wir, daß ..."

„Tu's nicht, denn du verlierst sicher."

„Wie kannst du's wissen! Ihr schaut ja nie hinauf."

„Um wieviel wetten wir? Um zehn, fünfzig, hunderttausend ..."

„Ich riskiere selbst eine Million."

„Gut, eine Million."

„Und ich hätte nur darum Skrupel, weil ich meiner Sache ganz sicher bin. Willst du gleich mit mir hingehen und dich überzeugen?"

Der Bürgermeister sah auf die Uhr.

„Hingehen, nein. Um 12 Uhr ist Sitzung. Aber fahren wir. Eine halbe Stunde habe ich Zeit."

Er schellte dem Diener.

Und bald darauf waren sie unten. Ein Kraftwagen stand vor dem Haus.

„Schon repariert?"

„Nein, das ist ein anderer," meldete der Chauffeur, „der kleinere ist in der Fabrik."

Übrigens war auch der Chauffeur ein anderer; der Ingenieur war entlassen.

Pikebeil erinnerte sich.

„Einen Moment", entschuldigte er sich beim Bruder.

Und er befahl dem Diener:

„Rufen Sie Doktor Hahn."

Sein Sekretär kam herbeigelaufen.

„Doktor Hahn, was hat gestern der Dingsda ausgesagt? Der Strolch, der junge Galgenstrick, den wir einsperren ließen? Haben Sie das Protokoll gelesen?"

„Nein, denn ... ich vergaß es zu melden ... der Mensch ist verschwunden."

„Was, wie?"

„Leider durchgegangen. Die Polizei ist ja vortrefflich. Sie kann nichts dafür. Niemand kann dafür. Ein Zufall ... Ein Zusammentreffen von merkwürdigen Umständen ... nämlich ...

„Hol euch der Teufel! Was nämlich?! Ich habe jetzt keine Zeit, Romane anzuhören. Die Polizei vortrefflich! Aber der Strolch durchgegangen. Natürlich, niemand kann dafür! Trottel, Idioten! Vorwärts!"

Das Automobil fuhr in der Richtung der Stadt. Der Bürgermeister ärgerte sich noch immer.

„Du wirst einen schönen Begriff von unsern Zuständen haben. Die Bande, das Lumpenpack. Es handelt sich ja nicht um den Kerl, um den Hungerleider, aber was für eine Polizei! Du sagst: Nasen, aber sie haben nicht einmal das. Eine schöne Polizei!“

Peter sprach und hörte nichts. Das Automobiltempo wirkte lähmend auf seinen Geist, auf seine Sinne. Erst in der Bankgasse, aussteigend, stieß er hervor:

„Eine Höllenmaschine. Wenn euer ganzes Leben so ist, könnt ihr natürlich weder ordentlich sehen noch hören.“

Und der andere stellte sachlich fest:

„Du hast eine Million verdient. Es ist wirklich ein neues Gebäude. Unbegreiflich! Also war's gestern eine Sinnestäuschung. Ja, ein großartiger Bau. Wahnsinniges Geld steckt darin.“

„Schau dir die Fassade an,“ flüsterte der Mann vom Lande, „wie ein griechischer Tempel, wie eine Illustration zur Kunstgeschichte des Altertums, die ich zu Hause habe. Weiß Gott, ein wahres Wunder.“

Aber im Wörterbuch Simons gab's keine Wunder. Er erklärte:

„Ich muß mich gestern einfach verschaut haben. Nun, das macht nichts. Jeder kann sich einmal im Leben irren. Aber, was ist das für ein Kapitalist, der sich so ein Haus leistet! Wer ist der Bauherr?“

Alles was in der Gegend lebte, war plötzlich auf der Straße. Das Automobil, der Bürgermeister,

die livrierten Diener ... Alles aus den Geschäften, aus den nächsten Zinshäusern. Ladenfräulein, Dienstmädchen, Hausbesorger.

„Wem gehört's denn?"

„Das Haus? Richtig, da steht ein Haus."

„Das muß erst vor kurzem erbaut worden sein."

Sie begannen zu glotzen. Der eine und der andere nieste vom ungewohnten Aufwärtsschauen. Aber keiner hatte eine Ahnung.

„Wie? Erst neulich rissen Sie das alte Haus nieder. Wann entstand denn das neue?"

„Ich weiß nicht, ich habe nicht aufgepaßt."

„Ich auch nicht."

„Man hat ja keine Zeit für dergleichen."

„Aber Sie müssen ja lange daran gebaut haben."

„Das versteht sich. Aber ich hab's nicht bemerkt."

„Du, was soll das eigentlich sein, ein Amt?"

„Eher ein Warenhaus."

„Oder vielmehr ein Kino."

„Eine Badeanstalt."

„Nein, ein Hotel."

„Dort im Tor steht ja der Portier. Der weiß sicher Bescheid.

Eine Persönlichkeit trat heraus, bärtig, würdig, in Gold und Scharlach gekleidet. Es wehte von ihr kühl, unheimlich. Der Umfang der Gestalt imponierend, aber künstlich. In Wahrheit ein schlanker Mensch, der sich bloß so dick machte. Er stand an der Schwelle, steif wie ein Skelett, blickte gläsern vor sich, ruhig, trotz dem vielen gaffenden Volk auf der Straße.

Auf die Frage Pikebeils, ob er der Portier dieses Hauses sei, antwortete er:

„Ja, ich bin der Portier."

„Und was ist das für ein Haus?"

„Ein Theater."

„Merkwürdig," sprach der Bürgermeister, „ein Theater? Ist dazu die Bewilligung erteilt?"

„Wahrscheinlich," erwiderte der Portier, „das ist nicht meine Sache. Es ist Sache der Direktion. Aber augenblicklich ist niemand im Bureau."

„Merkwürdig", wiederholte der Bürgermeister.

Er fühlte, daß man nun etwas Besonderes tun sollte. Das Auftreten der Behörde war entsprechend zu betonen. Eine wirksame Geste oder ein gewichtiges Wort, abrundende Schlußtakte, bevor man ging, waren vonnöten. Aber es fiel ihm nichts Passendes ein.

Die Person in Gold und Scharlach sah ihn mit einem Blick an, der seine Intelligenz ungünstig beeinflußte. Also fragte er bloß:

„Und wann ist die Eröffnung?"

„In einigen Tagen."

„Schon in einigen Tagen? Das ist sehr merkwürdig."

Die beiden Herrn bestiegen wieder das Automobil und fuhren lärmend davon. Die Gaffer begannen sich zu zerstreuen.

Und der Portier machte Kehrtum. Er ging wie es schien, in den Flur, in seine Wohnung. Allerdings war das Haus kaum vollendet, zweifellos noch feucht;

da aber schon ein Portier existierte, so mußte er auch irgendwo wohnen.

Er machte einen Schritt, vielleicht auch noch einen zweiten und dritten. Jedenfalls ging er solange, als man ihn von der Straße aus beobachten konnte.

Dann aber verflüchtigte er sich plötzlich, zerfloß in der Luft.

VI

Doktor Hahn, der Sekretär des Bürgermeisters hatte außer seinem offiziellen, noch ein anderes, sozusagen unterirdisches Dasein. Aber in der Stadt war jedes Geheimnis harmlos. Auch das Doktor Hahns.

Man wußte, daß es sogenannte Intellektuelle gab und daß Hahn ihr Anführer war. Doch beunruhigte dies keinen Menschen. Niemand glaubte ernsthaft daran, daß die unteren (oder geistigen) Gesellschaftsschichten jemals etwas Bemerkenswertes ausrichten könnten. Also verzieh man es auch dem Sekretär.

Er wurde sogar in anständigsten Häusern empfangen. Denn Überzeugungen waren ziemlich belanglos, wenn man außer ihnen auch Geldmittel hatte. Darauf kam's an. Und Doktor Hahn bezog seine Garderobe von einem ziemlich teuren Schneider. Er erhielt vom Bürgermeister eine solche Bezahlung, daß er fast so gut leben konnte, wie ein Droschkenkutscher. Dabei war sein Äußeres keineswegs abstoßend. Es verehrte ihn soviel Weiblichkeit bester Sorte, daß er nicht in der Lage war, all diesen Anforderungen zu entsprechen.

Allerdings meinten neidische Kollegen, daß Hahns erotische Erfolge auf einem Mißverständnis beruhten. „Sie glauben, Hahn sei in Pikebeils Schlachthaus angestellt und nicht in seinem Gemeindebureau.“ Immerhin hatte er als Sekretär des hervorragenden Mannes einen ganz ungeheuern Einfluß. Jawohl, Hut ab! Nie hatte er es sich in der Jugend träumen lassen, daß er einstens... Denn in der Jugend (davon wurde jetzt nicht gesprochen, höchstens in unterirdischen Sphären) hatte er Gedichte und Tragödien geschrieben. Und nun stand er beinahe auf dem Gipfel. War Chef der Präsidialkanzlei des Bürgermeisters.

So ergeht es einem, den das Glück protegiert.

Aber dies bezahlte er mit schwerer Arbeit. Denn „alles kannst du haben, aber nichts umsonst“, sagte das verbreitetste Sprichwort in der Hauptstadt.

Nebenbei erwähnt: manchmal fragte ein Zugereister — nicht den ersten besten, sondern sagen wir einen Herrn mit einem Zylinder und mit goldenen Augengläsern auf der Straße:

„Entschuldigen Sie, wie komme ich auf den Viktoriaplatz?“

Und nach erhaltener Auskunft wollte er bloß höflichst danken und weitergehen. Doch sieh, es kam ganz anders.

„Ich bekomme für die Auskunft so und so viel“, erklärte der Herr mit der Goldbrille.

Ja für Zeitverlust gab's jetzt Taxe. Unentgeltliche Liebenswürdigkeit? In keinem Fall. Auch nicht dem ehrwürdigen Alter gegenüber. Auch nicht für das acht-

zigjährige Mütterchen, das so ungeschickt war, ein Buch fallen zu lassen. „Aufheben gerne, aber es kostet so und so viel.“

Und Doktor Hahn zahlte mit seiner Seelenruhe für sein gutes Leben. Denn Simon Pikebeil gehörte nicht zu den angenehmsten Vorgesetzten; er malträtierte, er quälte mit Kleinigkeiten, Dummheiten. Etwa mit Fragen, ob der oder jener Lump schon eingesperrt wäre. Nein, antwortet man, er ist davongelaufen. Wie, warum? Wie konnte das geschehen? Er fragt Doktor Hahn, nicht etwa die Polizei, und jener verspricht:

„Ich will sofort einen Bericht darüber verlangen.“

Aber damit ist die Marter noch lange nicht zu Ende. Den nächsten Tag fragt Pikebeil wieder: „Ist der Bericht vorgelegt?“ Und bald darauf noch heftiger: „Doktor Hahn, was ist's mit dem Bericht?“

Er hatte ein phänomenales Gedächtnis. Hahn dagegen ein schwächeres. Ja, Hahn war sogar zerstreut (teilweise darum, weil er als „schöpferischer Geist“ ein Recht darauf zu haben glaubte). Aber schließlich meldet er:

„Der Bericht ist da.“

„Also reden“, befahl Pikebeil. „Vor allem, wie heißt der Mann eigentlich?“

„Sofort, ich will gleich in den Akten nachsehen.“

„Was, Sie haben sie noch gar nicht gelesen?“

„Doch, aber ...“

Nun schauten sie beide in die Akten und beruhigten sich dann, wiewohl sie gleich darauf den Namen wieder

vergaßen. Sogar der Bürgermeister. Sie mußten fünf- oder sechsmal in den Akten lesen und das Ergebnis war immer das gleiche.

„Also nennen wir ihn bloß Zyprian", entschied der Bürgermeister. „Das genügt."

Und der Sekretär hielt seinen Vortrag:

„Nach dem Berichte scheint die Polizei tatsächlich unschuldig. Als man Zyprian in den Arrest führte, entgleiste eben ein Tramwaywagen. In dem Gedränge, das darauf entstand, ist der Häftling verschwunden. Blitzschnell, niemand wußte wie, plötzlich war er weg und man suchte ihn überall vergebens."

„Der verdammte Gauner."

„Nein, Herr Bürgermeister, kein Gauner, wie es sich später zeigte. Im Gegenteil."

„Wieso im Gegenteil?"

„Denn am selben Tag, gegen Abend, meldete er sich freiwillig. Er bat um Verzeihung, daß infolge seiner Ungeschicklichkeit — er wäre fremd, kennte sich daher in der Hauptstadt nicht aus — die Behörden so viel Mühe und Aufregung hatten."

„Ach, Larifari! Was weiter? Wurde er dann glücklich ins Loch gesteckt?"

„Nein, denn er hat ein Riesenvermögen."

„Was?"

„Ja, er ist geradezu ein Milliardär."

„Oder ein Hochstapler."

„Oh, er konnte die Richtigkeit seiner Angaben nachweisen. Er legte Dokumente vor. Er ist tatsächlich das, wofür er sich ausgibt. Ein Krösus."

„Ja, zum Kuckuck, dann muß er sofort moralische Genugtuung erhalten.“

„Das ist bereits geschehen. Man rechtfertigte sich mündlich.“

„Das ist zu wenig. Man muß ein amtliches, feierliches Schreiben an ihn richten. Ein Milliardär! Ich will das Zeug selbst aufsetzen, sonst ist er beleidigt. Er reist am Ende weg. Das gibt's nicht. Behandelt man so die Vertreter der höchsten Sphären im Lande? Telephonieren Sie unverzüglich: Man bestrebe sich, ihm den Aufenthalt bei uns möglichst angenehm zu machen. Man überrede ihn, sich hier dauernd niederzulassen. Äußersten Falles will ich ihn persönlich ...“

„Er läßt sich ohnehin bei uns nieder“, fiel der Sekretär mit siegreichem Lächeln ein.

„Hat er's versprochen?“

„Mehr. Er gründet hier ein großes Theater.“

„In der Bankgasse?“

„Ja.“

„Ach so. Ich hoffe, daß man ihm die Konzession ...“

„Er bekam sie in fünf Minuten.“

Pikebeil ging nachdenklich auf und ab. Er fragte: „Was für ein Theater? Operette?“

„Oh nein.“

„Also Kino?“

Der einstige Dichter sagte mit zitternder Stimme: „Schauspiel.“

„Wie?“

„Schauspiel.“

„Machen Sie keine Witze. Schauspiel? Das was einmal war? Früher?“

„Ja, es scheint.“

„Also doch ein Narr. Der erste Eindruck ist doch immer der richtige. Ich habe mit ihm kaum einige Worte gewechselt und wußte schon: der hat's hier.“

„Wie, Herr Bürgermeister kennen ihn?“

„Ja, das heißt, wir fuhren einmal zusammen mit der Stadtbahn. Übrigens, was ist darüber zu reden! Will er sein Geld fortschmeißen, meinetwegen. Aber hier soll er's tun, bei uns. Ich selbst gehe zur ersten Aufführung. Wir alle. Man muß etwas ertragen können fürs allgemeine Wohl. Milliardär! Wann ist die Eröffnung?“

„Dienstag.“

„Was, nächsten Dienstag? Und in den Zeitungen steht kein Wort darüber? Wieso? Ein großes Theater, ein Milliardär und keine Reklame?“

„Ich bin selbst erstaunt. Man sieht nicht einmal Straßenplakate. Nirgends.“

„Man sollte ihn warnen. Er richtet sich zugrunde mit seinem Schauspiel. Warum nicht lieber eine elektrische Mühle oder eine Schuhwarenfabrik?“

Dr. Hahn:

„Aber das Bedürfnis nach dem Schauspiel ist doch vorhanden. Glauben Sie mir, Herr Bürgermeister, alles schreit danach. Ich meine seelisch, innerlich. Die Öffentlichkeit weiß wohl nichts davon, aber in meinen Kreisen, in meinem Klub ...“

Da ihn Pikebeil ironisch anschaut, spricht der Sekretär um einige Grade kühler:

„Ja, es ist keineswegs ausgeschlossen, daß sich ein Teil der Gesellschaft dafür interessiert. Ein ganz kleiner Teil. Ich gebe zu, nicht die Maßgebenden und jedenfalls die finanziell schwächeren Kreise. Das ist richtig. Nichtsdestoweniger dürfte vielleicht doch so ein Versuch ... so ein künstlerisches Experiment ..."

Der Bürgermeister schaut ihn noch immer an. Also spricht Hahn noch kühler:

„Natürlich insofern das Repertoir nicht zu langweilig und die Preise nicht zu niedrig sein werden. Jedenfalls müßte man sich, wie Herr Bürgermeister so richtig bemerkten, die Unterstützung der Tagespresse sichern.

Ganz nüchtern:

„Ja, ohne Reklame gibt's kein Schauspielhaus. Ich soll ohnehin bald die Journalisten empfangen. Ich muß sie fragen, ob sie nicht doch von jenem Zyprian eine kleine Anzeige erhalten haben. Ein so reicher Mann! Das wäre denn doch ..."

Der Bürgermeister:

„Gut, vielleicht erfahren Sie wenigstens etwas von den Journalisten."

V

Von den zwei oder drei Dutzend Zeitungen, die in der Hauptstadt erschienen, hatte „Der Blitz" die meisten Leser. Der Redakteur war der gewandte Goldstaub.

Sein liebstes Vergnügen war es, öffentlich und privat mit Odenheim zu streiten, dem Redakteur der ebenso redlichen wie ungeschickten „Letzten Nachrichten".

Odenheims Tageblatt war ganz unwahrscheinlich, alt und rückständig. Viel Würde und Idealismus, wenig Abonnenten. Ein vornehmer literarischer Teil, gelesen von acht bis zehn bejahrten Landedelleuten, fast gar keine Annoncen. Odenheim war grundsätzlich gegen die Reklame. Nach seiner und der „Letzten Nachrichten" Ansicht schadete die Reklame mehr der Stadt und dem Staate, als es scheinen mochte. Das war sein bekanntes Steckenpferd, seine hochehrbare Schrulle, die „Der Blitz" hauptsächlich in den Sonntagsplaudereien ganz ergötzlich verlachte.

Übrigens war die Reklame in jenen Zeiten tatsächlich sehr ausgeartet. Goldstaub nannte sie begeistert die „Poesie des Handels", mitunter auch: „unsere Poesie", denn der Handel hatte im Lande die Vorherrschaft.

„Eine Lüge", behauptete Odenheim von der Reklame.

„Ja, aber eine allgemein anerkannte", wendete Goldstaub ein. „Sie übertreibt, das ist richtig. Aber die ganze Welt weiß es. Wer wird die vielen Frauen, die sich ihre Lippen rot oder ihre Augenbrauen schwarz färben, Betrügerinnen nennen? Es ist absichtliche, künstlerische Übertreibung. Die Männer wissen es und sind dennoch in sie verliebt. Darum handelt es sich auch bei der Reklame. Um die Steigerung der menschlichen Glückseligkeit mittels Suggestion."

Odenheim lachte höhnisch (wobei er düster nervös wirkte, denn der Hohn stand ihm schlecht zu Gesicht).

„Haha, Steigerung der Glückseligkeit mittels schlechter Nähmaschinen, übelriechender Seifen, eines Brotes, das alles enthält außer Mehl! Die gute Ware ist nicht vorhanden, versteckt oder verdorben, und die schlechte macht sich breit, beglückt alle fünf Kontinente.“

Goldstaub erwiderte, und sein Blick hatte einen fromm-mystischen Glanz:

„Herr, der Glaube ist alles. Was ist eine gute, was eine schlechte Ware? Sprechen Sie nicht so, als gäbe es irgendwo reale, tatsächliche Werte. Sie tun, als seien Sie tief religiös, und im Grunde sind Sie ein größerer Materialist als wir andern. Gut ist das, woran man glaubt. Die Reklame ist eine Missionärin.“

Kein Wunder, daß er so sprach, denn „Der Blitz“ lebte fast ausschließlich von jenem Missionswesen. Aber ebensowenig erstaunlich war es, daß Odenheim das Gegenteil sagte. Denn wer hätte sein Geld ausgegeben für Annoncen in einer Zeitung, die fast gar niemand las?

Aber die Reklame ist grenzenlos, unerschöpflich in ihren Mitteln und Formen. Tut sie nichts anderes wie brutalisieren, betäuben, vergewaltigen, blenden? Wie die Liebe ist sie; nicht nur stark, sondern zuweilen auch zart und subtil. Oder wie die Musik. Es wäre traurig, gäbe es nichts außer Trompeten, Trommeln und Tschinellen. Vergiß nicht die Geigen. Und was noch wichtiger, vergiß nicht die Pausen, die oft so

mächtig wirken wie Kanonenschüsse. Wer kennt nicht die märchenhafte Dynamik der Stille? Kein Zweifel, die Reklame kann zuweilen auch — schweigen.

Die Zeitungen erfuhren erst von Doktor Hahn, daß in der Bankgasse ein Theater erbaut worden war. Und dann harrten sie mehrere Tage vergebens. Das Theater schwieg.

Was soll das bedeuten? wunderte sich „Der Blitz". Ein seltsames Theater. Weder kleine Notizen für die Chronik, noch Ankündigungen für die letzte Seite. Ja nicht einmal Straßenplakate. Wie zum Trotz.

Ein Selbstmörder, dachten die Zeitungen geringschätzig. Gut, auch recht, er soll nur zugrunde gehen. Ein schönes Beispiel, ethisch genommen; wer nicht zahlt, der breche sich den Hals. Die Welt sagt dazu ja und Amen.

Gleichwohl werden die Zeitungen nervös. Es fällt ihnen schwer, nicht daran zu denken. Ein neues, riesiges, herrlich geschmücktes Gebäude im Herzen der Stadt — wie läßt sich davon gänzlich absehen?! Das ist doch eine Art Ereignis. Das springt in die Augen, zieht an, schreit stärker als der fettest gedruckte Artikel.

Daß eigentlich niemand in der Residenz „in den Himmel schaute", fiel den Zeitungen nicht ein. Ebensowenig, daß die Neuigkeit auch ihnen selbst entgangen wäre, wenn nicht ein schlichter Mann vom Lande damit die Stadt alarmiert hätte.

Sie dachten: Das Gebäude ist doch zu auffallend. Sie entsannen sich: Obendrein ein Milliardär. Sie wußten (durch Dr Hahn) interessante Einzelheiten

über jenen Zyprian mit dem romantisch verwahrlosten Äußern, der am ersten Tage irrtümlich arretiert worden war.

Und sie sagten sich:

Wie soll man darüber nicht schreiben! Man kann nur etwas verschweigen, was niemand weiß. Man kann zum Beispiel über ein im Verborgenen hungerndes neues Genie zur Tagesordnung übergehen. Aber etwas aus Marmor, mit Gold, in der Bankgasse — nein, das ist stärker als wir, das zwingt uns, dazu Stellung zu nehmen.

Sie beschlossen, um höherer beruflicher Ziele willen einmal etwas umsonst zu tun.

Übrigens empfand Odenheim für den unbekannten Unternehmer deutliche Sympathie.

„Er gefällt mir. Er verachtet die Reklame. Ich will ihn energisch unterstützen."

Aber Goldstaub seufzte neidisch-respektvoll:

„Ein Schelm, dieser Zyprian. Entdecker einer neuen Methode. Er gibt keinen Groschen aus und nötigt uns dennoch, über ihn zu schreiben."

Beide begannen heftig zu telephonieren. Ergebnislos. Ebenso die andern Zeitungsredaktionen.

„Das Theater in der Bankgasse meldet sich nicht", erklärte das Fräulein.

Goldstaub vermeinte, eine so weit gehende Konsequenz im Schweigen wäre widernatürlich und dumm, wie jede Übertreibung. Aber die Hindernisse stachelten seinen sachlichen Eifer nur an; ebenso den seiner Kollegen. Immer energischer wurde von Zyprian ein

Interview verlangt. Telegraphisch, durch Boten, sogar durch junge und hübsche Damen. Umsonst.

Da machte sich Goldstaub selbst auf den Weg. Je mehr er sich der Bankgasse näherte, desto häufiger begegnete er Vertretern der öffentlichen Meinung. Dies machte ihn stutzig. Sie schienen verwirrt, verdrießlich, entmutigt. Es war klar: sie hatten nichts erreicht. Als sich Goldstaub umdrehte, um einem von ihnen nachzublicken, einem beginnenden, hoffnungsvollen Reporter, bemerkte er am Rücken des Jünglings ein großes charakteristisches Zeichen. Er rief ihn zurück, betrachtete kopfschüttelnd seine beschmutzte Reversseite.

„Ja, sagen Sie einmal, was für ein Riese hat wohl solche Stiefel? Behandelt man so anständige Menschen in der Bankgasse?"

„Herr," erwiderte der Jüngling, „das ist ein Tier, ein Ungeheuer."

„Wer?"

„Der Portier dieses gottverdammten Theaters. Nun möge man andere hinschicken; ich danke schönstens. Nie, niemehr, sollt' ich auch mein Brot verlieren."

Aber Goldstaub war ein Held. Er biß den Mund zusammen, befühlte den Revolver in der Tasche und ging weiter.

Der goldig-scharlachrote Torwart stand vor dem Theater. Sein durchdringender Blick machte eine Runde, sozusagen eine kleine Streifung. In der Nähe gab es nichts Verdächtiges; hauptsächlich nur Kinder und Hunde. Also wandte er sich wieder ab, machte zwei Schritte und verschwand.

Und eine Minute darauf näherte sich dem Tore leise und vorsichtig der Redakteur „Des Blitzes". Sein Herz pochte, er schaute nach allen Seiten — nirgends eine Spur von Stiefeln oder Ungeheuern. Also durfte er wagen.

Äußerstenfalls dachte er, sage ich dem Tier: ich bin ein Autor und komme mit einem neuen Stück. Da erbarmt er sich; wird mich vielleicht nicht einlassen, aber auch nicht allzu roh mißhandeln.

Er trat ein. Alles leer. Kein Portier, keine sonstigen Lebewesen. Er ging immer weiter. Zuerst durch einen Gang, wollte dann eine Tür öffnen, über der eine Tafel angebracht war mit der Aufschrift „Direktion". Da spürte er, mit den Nerven gleichsam, daß jemand hinter ihm stand. Er zuckte zusammen, erschrak beinahe. Denn ringsherum herrschte Dunkelheit. Und ein langer, hagerer Mann redete zu ihm mit einer solchen Stimme, wie man in der Nacht redet.

„Ja, sag' mein Lieber, berührt dich das nicht ungeheuer seltsam?"

„Was?"

Seltsam berührte Goldstaub vor allem das „Du" des wildfremden Menschen.

„Daß im ganzen Theater kein Mensch zu sehen ist. Was sagst du dazu? In zwei Tagen sollen sie schon spielen und nirgends ein Personal, keine Vorbereitungen, und auch die Bühne ist leer."

„Ja, tatsächlich... Sie sind wohl ein Mitglied des Theaters?"

„Ich?! Ich bin sein größter Feind."

„Was Sie nicht sagen.“

Goldstaub hätte nie gedacht, daß ein nagelneues, geradezu noch feuchtes Theater schon Feinde haben könnte.

Und der Mann im Halbdunkel sprach:

„Ich werde sie entlarven. Ich werde dir gleich ihr Geheimnis verraten und die Haare werden dir zu Berge stehen. Du wirst verrückt werden vor Staunen.“

Eigentlich will ich nicht verrückt werden, dachte der Redakteur. Das hagere Geschöpf dünkte ihn etwas verdächtig; es drückte sich zu grell aus.

„Ich will Sie gerne anhören“, erklärte er höflich. „Ich bin der Redakteur der Tageszeitung ‚Blitz‘.“

Der andere stellte sich nicht vor. Hielt sich an den Gegenstand.

„Schon das allein sollte euch stutzig machen, daß dieses Haus, dieses angebliche Theater, in einer Nacht erbaut wurde. Hörst du, in einer Nacht! Das hast du nicht bemerkt?“

„N...nein“, erwiderte der Journalist mit zitternder Stimme. „Niemand hat's bemerkt.“

Er dachte: da haben wir's, der Mann ist wahnsinnig. Und ich bin mit ihm allein.

„Ihr seid blind“, ereiferte sich der Unbekannte. „Hoffnungslos stumpf. So grenzenlos verblödet seid ihr, daß ihr die merkwürdigsten Dinge gar nicht beachtet. Wahrhaftig, es lohnt sich nicht, Schwarzkunst zu treiben in diesen jämmerlichen Zeiten! Aber komm nur mit mir! Du sollst noch einen Beweis dafür haben, daß in diesem Hause keine Menschen wohnen, sondern lauter Gespenster. Komm!“

Der Redakteur folgte. Nicht so sehr aus Neugierde als vielmehr in der Hoffnung, daß ihn unterwegs jemand von dem gefährlichen Führer befreien würde. Auch entsann er sich wieder seines Revolvers.

Sie gingen eine Stiege hinauf, in den ersten oder zweiten Stock. Und plötzlich beruhigte sich Goldstaub, denn er hörte zweifellos menschliche Stimmen von weitem.

Der Unbekannte blieb stehen, wies auf eine verschlossene Tür.

„Weißt du, was es dort gibt?"

Goldstaub meinte:

„Vermutlich eine Versammlung, eine Konferenz. Vielleicht eine Leseprobe. Denn ich höre mehrere männliche und weibliche Stimmen."

„Dort ist nur ein Mensch. Einer, ganz allein."

„Unmöglich."

„So schau' durch dieses Schlüsselloch."

Goldstaub schaute. Bald richtete er sich aber wieder auf und erklärte verlegen lächelnd:

„Leider bin ich kurzsichtig."

„Natürlich!" rief der Unbekannte zornig-verzweifelt aus.

Aber Goldstaub achtete nicht mehr auf ihn, er horchte, an der Tür klebend.

Im Saal sprach jemand (wohl zu den Schauspielern): „Ihr müßt es so machen, wie ich euch sagte. Ein echtes Theater soll es sein, das ist mein Befehl. Ein Theater wie damals. Denn ich sehne mich zurück. Ich erinnere mich: ein Knabe war ich, ging heimlich

ins Theater, mit Anna, der Köchin. Die Eltern wußten nichts. Es war wunderschön. Drin, oben auf der Galerie, ein Geruch, ganz eigentümlich. Es stinkt, sagte Anna, aber sie war rot vor Freude. Es war weit von der Bühne, und als der Vorhang ... So, das sagte ich euch schon gestern. Ihr wißt alles. Und die Stücke — nur meine eigenen! Die nirgends gespielt wurden. So muß es sein. Macht ja kein anderes Theater, kein häßlicheres, kein schöneres, als das, nach dem ich mich zurücksehne, genau so wie jenes, das mir meine Stücke zurückschickte. Versteht ihr? Sonst brauche ich's gar nicht. Genau so: Logen, Orchester, der große Kronleuchter, die Kulissen, der gewisse Geruch. Auch Plakate beim Eingang, und darauf ‚Personen', und bei jeder Person der Name des Schauspielers. Ja, meine Freunde, ein jeder von euch muß unbedingt irgendwie heißen. Unbedingt. Jeder wähle sich einen Namen."

Nun ließen sich andere vernehmen. Goldstaub hörte deutlich:

„Wir erfüllen deinen Willen."

„Von nun an bin ich Romeo Vento, jugendlicher Held."

„Ich, Luise Flammenrot, erste Heroine."

„Und ich, Klotilde Poignard, erste Salondame und Intrigantin."

Jemand begann:

„Ich, Charakterdarsteller Alfred ..."

Da hörte der Redakteur einen gellenden Schrei hinter sich. Rasch drehte er sich um.

Der Unbekannte lag auf dem Fußboden. Er wand

sich wie eine Schlange vor Schmerz oder Schrecken. Und neben ihm stand ein grauhaariger Riese in einem rotgoldenen Kleide und rief:

„Endlich habe ich dich, elender Wurm, giftige Natter. Du hast dich hier eingeschlichen, um uns alle zu vernichten. Oh, daraus wird nichts! Zyprian, Zyprian, zu Hilfe!"

Gottlob, der Riese sieht mich nicht, dachte Goldstaub.

Zitternd verkroch er sich in einen dunklen Winkel des Korridors.

Aus dem Saale lief ein Jüngling heraus, der ein zierliches Stöckchen in der Hand hielt. Er fragte:

„Was geht hier vor?"

Der Portier verneigte sich tief, fast bis zum Fußboden.

„Sieh, Zyprian, hier liegt der Feind, von dem wir dir so oft erzählten. Derselbe, der uns schon so viel Böses zufügte. Bestrafe ihn endlich wie er's verdient! Mach' ihn nun für immer unschädlich!"

Das Individuum auf dem Fußboden erhob beide Hände und flehte winselnd:

„Hab' Mitleid, Zyprian. Es geschieht nie wieder! Zum letzten Mal, hab' Mitleid!"

Darauf sagte der Jüngling rasch, ganz ohne Pathos, wie jemand, der alle großen Szenen haßt und obendrein mit andern Dingen beschäftigt ist:

„Also gut, zum letztenmal. Siehst du diesen Stock? Wiederholt sich's noch einmal, dann ergeht's dir schlecht."

Worauf er raschest in den Saal zurückkehrte.

Das magere Geschöpf rannte wie ein begossener Pudel hinaus. Und auch der Portier war plötzlich nicht mehr vorhanden.

Der Redakteur Goldstaub aber, ging auf den Zehen die Treppe hinunter und gelangte sodann glücklich ins Freie.

VI

Kein Zweifel, die Herren der Stadt (und der Welt) hatten einen eisernen Willen. Und sie waren zynisch, mit andern Worten — naiv, denn diese zwei Eigenschaften sind nur scheinbare Gegensätze. Bei all ihrer bezaubernden Unschuld haben Tiger, Leoparden, Hyänen, zuweilen geradezu zynische Ansichten, betreffs der Ansprüche schwächer organisierter Tiere auf Leben und Glück.

Was insbesondere die Beamten betraf, so waren sie gewiß recht stark in den Zeiten der Könige, der Intelligenz, der Tyrannen. Gleichwohl gehörten sie eigentlich doch zu den Haustieren. Und als die Ära der sogenannten Freiheit (genauer: die der Finanzen und Muskeln) angebrochen war, erhielten die Beamten von allen am wenigsten Essen. Sie begannen zu zittern, denn sie fühlten, daß sie arme Schafe waren, die früher oder später von den Wölfen verschlungen werden würden.

Aber selbstverständlich verlief dann die Evolution folgendermaßen: der Bureaukratismus selbst konnte

nicht verschlungen werden; er war ja ewig, unüberwindlich. Es erfolgte bloß allmählich ein Austausch von Individuen. Alle ausgesprochenen Schafsnaturen verschwanden für immer. Und wie war es mit den neuen Beamten?

Sie dienten nach wie vor, aber nicht mehr einzelnen mächtigen Herren, sondern dem Staate (richtiger: den Muskeln und den Finanzen). Natürlich erhielten sie bessere Gehalte, doch konnte jetzt nicht mehr der Erstbeste Beamter werden (während früher alle „Gebildeten" zugelassen wurden). Nein, jetzt gab es keine Zeugnisse, keine Bildung mehr. Die niederste Dienststufe war nun so schwer erreichbar, wie ein Platz als Arbeiter in Pikebeils großem Schlachthaus.

„Aber du kannst ruhig sein", sagte die Mutter dem (damals ganz jungen) Hahn.

Die Mama hatte gute Gründe so zu sprechen. Denn sie muß einstens ungemein reizvoll gewesen sein.

Und der Bürgermeister war ein Schelm. Puncto puncti kannte er sich aus, nicht nur in jüngern Jahren. Ein Don Juan; gleichsam nur so nebenbei, ohne Zeitverlust und große Aufregung. Und dennoch ziemlich intensiv. Auch jetzt noch; scheinbar träge, schwerfällig, eigentlich grauhaarig und trotzdem passierte ihm dies und jenes. Er war nicht treu, aber er konnte dankbar sein.

Auf die Bitte der einstigen Freundin:

„Gut, ich nehme den Burschen auf. Ich will's mit ihm versuchen, aber merk' dir: die Protektion hat nur einen bedingten Wert. Der Gegenstand muß tauglich sein. Und dein Junge macht, wie ich höre, Gedichte."

„Oh, das ist nichts", versicherte Mama Hahn. „Das ist wie Schafblattern. Vielleicht ist es schon jetzt vorüber. Und er hat Anlagen, ich garantiere, er wird sich befleißigen. Er ist seriös, ehrgeizig."

Tatsächlich, er befleißigte sich. Eine glückliche Fügung, daß er so zeitig anfing. Trotz allem begabt, wie sich's zeigte. Aber Gott bewahre, nicht auf einem bestimmten Gebiete, sondern überhaupt begabt für eine Karriere. Das ist am besten. So manchem wäre Ähnliches gelungen, wenn ihm der Himmel im zwanzigsten Lebensjahr Verstand gegeben hätte. Man muß früh genug einsehen, daß man nicht um Nüsse spielt; darauf kommt's an. Bei einigem Ernst und gutem Willen klettert der erstbeste Affe die Leiter hinauf bis zum Dach.

Und Hahn begriff dies. Er machte sich an die Leiter, mutig und nüchtern. Und beim Klettern entwickelten sich seine Muskeln. Auch Krallen zeigten sich später; er lernte, elegant mit der Ferse den oder jenen hinunterzustoßen, der mitklettern wollte. Zudem strenge gegen sich selbst; seriös, wie Mama sagte. Niemand, der ihn sah, konnte dies ahnen. Denn frisch glänzten seine Apfelwangen, blau wie der südliche Himmel strahlten seine Augen. Und heimlich brachte er Opfer, verzichtete auf alle irdischen Eitelkeiten und Freuden. Siehe, er war schon über dreißig, und die andern tranken Weine und Liköre, und irgendwo blühten und welkten die Mädchen — aber er schrieb, telephonierte, lief, protokollierte. Wegen der Leiter.

Von einem der soviel erreicht, glaubt man, er sei

ein Fuchs, erfahren, habe es dick hinter den Ohren. Nein, ihr lieben Leute, mit den Glücklichen, die ihr Ziel (das Dach) allzufrüh erreichen, verhält es sich öfter folgendermaßen: äußerlich — ja, sachlich sind sie wirklich ungemein reif und weise, aber innerlich die reinsten Kinder. Sie sind nur scheinbar erwachsen; sind in der und der Rangsklasse, in dem und dem Lebensjahr. Aber was wissen sie vom Leben? Sie verwalten es als Beamte, aber sie lernen es niemals kennen. Denn stets waren sie mit Wichtigerem beschäftigt. In der frühesten Jugend begannen sie ausschließlich zu klettern. Und bis heute haben sie für das Leben selbst keine Zeit gefunden. Daher droht ihnen immer eine Schafblatternrezidive.

Aber Doktor Hahns Gesundheit ließ vorläufig nichts zu wünschen übrig.

Allerdings liebäugelte der Würdenträger mit den „Intellektuellen" — sie wählten ihn sogar zum Vorsitzenden ihres Klubs — aber er tat dies mehr aus einer Art geistiger Gefallsucht, keineswegs aus wirklicher Begeisterung für die Sache.

Doch nach der ersten Vorstellung des neuen Theaters . . .

Zu dieser Vorstellung fuhr der Bürgermeister mit Frau und Tochter. Für Hahn war kein Platz mehr im Wagen, also ging er zu Fuß.

Ende Oktober, aber ein wahrer Frühlingstag, sozusagen Ostern in der Luft. Auf der Straße begegnete er dem Bruder seines Chefs, jenem guten Herrn Peter vom Lande.

Übrigens mochte er diesen Herrn nicht besonders; das heißt, er hielt sich von ihm fern, um sein empfindsames Selbstgefühl keinen Verletzungen auszusetzen. Verletzungen? Ja, er hatte dazu gewissermaßen Ursache. Es war nichts Bestimmtes, nichts Greifbares; Peter war gegen ihn eigentlich höflich, dankte verbindlich für jeden Gruß, ja grüßte ihn nicht selten als erster. Nein, hier handelte es sich um feinere Angelegenheiten, und ein Mensch ohne Nerven hätte es vielleicht gar nicht empfunden. Es handelte sich um so etwas Immaterielles wie — Blicke. War das ernst zu nehmen? Es unterhalten sich zum Beispiel mehrere Personen miteinander, darunter Hahn und Peter Pikebeil. Der Letztere erzählt oder erklärt etwas dem andern Herrn und blickt dabei bald auf diesen, bald auf jenen. Auf alle, stellt Hahn im Geiste fest, auf alle, nur nicht auf mich. Aber vielleicht ist das bloß ein Zufall, wie? Also beobachtet Doktor Hahn weiter, mit immer größerer Unruhe und Spannung; wird man sich kein einziges Mal, nicht eine Sekunde lang, seiner Anwesenheit erinnern? Doktor Hahn weiß nicht mehr, wovon die Rede ist, denn seine Aufmerksamkeit ist nur auf diesen höchst komischen Gegenstand gerichtet. Er denkt, tief beleidigt: für diesen Bauer bin ich einfach Luft. Er lächelt zwar mit den Lippen, aber sein Inneres ist schwarz bewölkt, als nahte ein heftiges Gewitter.

Nun, diesmal ist die Stimmung eine ganz andere. Peter zieht fast ehrerbietig seinen großen Hut und fragt ungemein freundlich:

„Wohin, Herr Sekretär? Wollen auch ins Theater? . . .“

„Gewiß, natürlich.“

Und beide lächeln glückselig, denn im Grunde sind beide naiv und beide freuen sich kindisch auf das neue (eigentlich einzige) Theater.

Ja, sie gehen zusammen.

Keiner hat eine Ahnung, was man spielen wird, denn nirgends gibt es Plakate, nur am Theatergebäude selbst.

Peter träumt vom großen Repertoire. Trotz der gewaltigen Umstürze in der Welt liest er noch immer täglich etwas Gutes, bei sich zu Hause, auf dem Lande. Fast immer dasselbe. Wie alle Menschen, die fromm und leidenschaftlich lesen.

Er äußert:

„Zu Beginn geben sie wohl Shakespeare. Das paßt ganz besonders zur Eröffnung eines Schauspielhauses. Wie lange sah man kein echtes, der Poesie gewidmetes Theater!“

Doktor Hahn sprach seufzend:

„Ja, Shakespeare . . . Ich erinnere mich, in meinen Kinderjahren spielte man noch König Lear. Aber ich hab's bloß gelesen, am Gymnasium. Auf der Bühne sah ich nichts wie ein lustiges Stück aus dem Französischen. Es war sehr . . . elegant.“

„Ich rannte in der ganzen Stadt umher,“ klagte Peter, „nach Buchhandlungen suchend. Fand schließlich eine, aber bloß mit Zeitschriften und praktischer, zumeist kommerzieller Literatur. Auch etwas Porno-

graphie. Hätte man nicht eine eigene kleine Bibliothek zu Hause..."

Doktor Hahn bekannte mit Scham und Bedauern:

„Ich hatte eine, nach meinem Vater. Aber vor Jahren, als mich der Bürgermeister in seine Kanzlei aufnahm, riet mir Mama, mich von Grund aus zu ändern, und ich wollte guten Willen zeigen. So habe ich ungefähr zweihundert Bände Dichtungen veräußert; ich kaufte mir dafür einen Frack, sowie die administrativen Gesetze und Verordnungen."

Peter fragte:

„Ja, sagen Sie mir, gibt es hier gar keine Poeten?"

Doktor Hahn wurde aus unbekannten Gründen rot und erwiderte leise:

„Wahrscheinlich. So etwa zwei oder drei wird's wohl geben. Und sie sind alle im Klub. Aber kein Mensch will sie drucken."

Er seufzte wieder, denn er hatte Erfahrungen in diesem Belange; ein älterer Buchhändler hatte ihm einmal die Auskunft erteilt: höchstens im Selbstverlage — „aber tun Sie's lieber nicht, Sie werden kein einziges Exemplar verkaufen, und die Herstellungskosten, Gott — Sie müssen bedenken, daß sich die heutigen Buchdrucker Wagen und Pferde halten und viel Champagner trinken müssen, und das Papier..."

In der Bankgasse war ein furchtbares Gedränge. Besonders vor dem Theater, denn die Plakate zu beiden Seiten des Haupteinganges reizten seltsam die allgemeine Neugierde (es gab ja nur diese zwei in der ganzen Stadt). Daher kam eigentlich niemand dazu,

sie zu lesen; obwohl die Buchstaben groß waren, rot auf hellem Grunde. Man schlug sich blutig. Einige Enthusiasten vorne waren plattgedrückt; sie wirkten wie zertretene Wanzen und hatten keine Möglichkeit, die Ankündigungen zu sehen.

Übrigens hatte man keine Zeit mehr; aus dem Innern tönten schrille Glockensignale. Peter und Doktor Hahn traten ein oder wurden eigentlich von einer gewaltigen Menschenwelle ins Innere geschleudert. Aber im Zuschauerraum saßen sie nicht nebeneinander.

Überhaupt befand sich dort sozusagen jeder Mensch allein. Obwohl der mit Gold und Scharlachrot geschmückte Saal überfüllt war mit Menschen, genauer: mit der Crème, mit der reichen Welt, mit halbnackten Frauenbrüsten, Fräcken, Brillanten, Federfächern. Obwohl alles überflutet war vom Licht. Obwohl es ein Theater war wie viele andere „von damals", mit Logen, Galerien, Souffleurkasten und großen Plafondleuchtern. Und trotz der Ouvertüre zu Anfang (denn auch damals, als der kleine Zyprian mit Anna, der Köchin, im Theater war, gab es Musik) — trotz allem war etwas in der Luft, was die Menschen nicht vereinigte, sondern von einander trennte.

Der und jener grüßte, lächelte, bemerkte, es wäre heiß oder das Theater wäre gut besucht, man schaute durch Operngläser, aß Bonbons, aber dies alles tat man wie im Traum, mit einer fast schmerzlichen Zerstreutheit. So wie sich Menschen mit starkem Fieber an heiter belebten Orten verhalten. Wie tötlich Ver-

liebte auf gleichgültige Redensarten antworten ...

„Danke, sehr gut. Und Ihnen? und der verehrten Frau Gemahlin?"

Die Musik verstummt. Tiefe Nachtstille. Wieder ein Glockenzeichen, ein Rauschen wie von tausend gleichzeitig auffliegenden Tauben ...

Der Vorhang. Von der offenen Bühne weht es eigentümlich. Ein Wind aus einer andern Welt.

VII

Nach der Vorstellung alle wie vergiftet.

Insoferne jemand von dem Erlebten überhaupt spricht, lobt er ohne Vorbehalte. Das Stück, die Darstellung, die Ausstattung, alles findet man „außerordentlich". Obwohl die Stadt sonst nüchtern, kühl, skeptisch ist. Ja, es war eine Massenvergiftung.

Zu Hause bemerkte die Frau Bürgermeisterin, daß sie ein wertvolles Täschchen, ein Andenken, im Theater vergessen hatte. Doktor Hahn, blitzartig zuvorkommend, wie immer, fährt mit dem Automobil ins Theater zurück.

Es war kaum eine Viertelstunde nach Schluß der Vorstellung. In der Regel ist so kurz nach dem Ende der Aufführung die Bude noch immer warm. Sogar in einem Zirkus, um so mehr, nicht wahr, in einem Schauspielhaus. So ein Abend geht doch nicht so jäh und spurlos vorüber, sollte man meinen. Dies und jenes bleibt wohl noch eine Weile da; Wolken anima-

lischen Geruches im Zuschauerraum, Ordnung machende Weiber und natürlich allerlei erhitzte, halb entkleidete Menschenkinder in den vielen Garderoben.

Aber hier war es anders. Das Haus, das der Sekretär betrat, schien ganz entleert und erkaltet. Nirgends das leiseste Geräusch, nicht einmal von Ratten; tiefe Dunkelheit, absolute Nacht. Er wäre am liebsten umgekehrt und fortgelaufen. Aber die Pflicht hielt ihn zurück, der Gedanke an das Täschchen und an die stolze Nase der Bürgermeisterin, überhaupt an die Leiter ...

Mit zitternder Hand suchte er nach Zündhölzchen, entsann sich dann einer elektrischen Taschenlaterne, die er bei sich hatte.

Er fand die Tür zum Zuschauerraum und ging zaghaft hinein. Mit Mühe erkannte er den Ort wieder, an dem er vor wenigen Minuten etwas Märchenhaftes erlebt hatte.

Eines wußte er sicher: in diesem Raume befand sich jetzt niemand außer ihm selbst. Dies sagte ihm sein Gefühl. Weder diesseits noch jenseits des Vorhanges atmete ein lebendes Wesen. Übrigens sah er nicht einmal den Vorhang. Bloß die Bürgermeisterloge und in dieser das vergessene Täschchen.

Auf dem Wege nach dem Hause Pikebeils dachte er:

War das alles wirklich? Ich wäre in der größten Verlegenheit, wenn ich jemandem den Inhalt des heutigen Theaterstückes erzählen müßte. Wohl darum, weil ich an Kunst nicht gewöhnt bin. Ich weiß nur eines: es hatte mich tief ergriffen und jetzt bin ich erschöpft wie nach aufregenden Abenteuern. Aber was

war es? Worum handelte es sich? Muß ein Stück nicht immer einen bestimmten Inhalt haben? Und die andern wissen ihn sicher, warum nicht ich? Eine Schande! Besonders vor dem Bürgermeister, der so pfiffig ist und alles weiß, was er gerade braucht, oder vor Fräulein Adele, die eben Geschichte studiert. Vielleicht wäre es sicherer, mit ihr nicht über das Stück zu sprechen. Und auch Peter mit seinem Shakespeare ist gefährlich. Jedenfalls kann ich, anfangs wenigstens, schweigen; vor Ergriffenheit gleichsam.

Abendessen im Hause Pikebeil. Man freut sich über das gefundene Täschchen. Im übrigen aber weitere Symptome der allgemeinen Vergiftung. Simon Pikebeil tut nichts als trinken, scheint nachdenklich oder traurig. Adele hat rote Wangen, schießt nach allen Richtungen mit glänzenden, hungrigen, fragenden Blicken. Der Professor der Welt- und Literaturgeschichte ist zum Glück abwesend; Kopfschmerzen nach der Premiere (gewiß aus Verlegenheit).

Endlich platzt Peter heraus, so aufrichtig, daß es fast weh tut:

„Erklärt mir doch, was gab es eigentlich heute in diesem Theater? Vielleicht weiß es der Herr Doktor (und Hahn erzitterte). Denn ich sitze da wie betäubt und weiß nichts. Als sei mir ein großes Glück oder Unglück widerfahren. Ich danke Gott, daß ich dort war. Ich will sogar meine Heimreise verschieben, denn so etwas trifft sich nicht so bald wieder im Leben. Ich weiß nur eines: Ich habe geweint und gelacht.

Die andern blickten auf ihre Teller. Sie schämten sich

für Peter, weil er so aufrichtig war und so entzückt.

Und er wiederholte die Frage:

„Was war das eigentlich, Herr Doktor Hahn?"

Der Sekretär war erblaßt. Er begann stammelnd:

„Ja, es handelt sich um ein zu großes Kunstwerk ... das kann man nicht so im Handumdrehen ... das ist zu vieldeutig oder eigentlich allegorisch ..."

Der Bürgermeister sagte boshaft, ohne Lächeln:

„Kurz und gut — es geht nicht. Denn unser Hahn ist akademisch gebildet."

Adele wandte sich an den Onkel:

„Und was glaubst du, Onkel Peter? Jetzt sprich du, sag' irgend etwas, es wird sicher mehr sein, als alles, was wir andern reden. Du bist sicher der Gescheiteste von allen."

Peter Pikebeil überhörte das Schlußkompliment. Die Sache selbst nahm seine Aufmerksamkeit ausschließlich in Anspruch.

„Mein Kind, mir ist so zu Mute, als sei ich morgens erwacht, noch bis über die Ohren verliebt in alles, was meine Seele in der Nacht erlebt hatte. Und ich frage mich immerfort: Mein Gott, was war es denn eigentlich, was ich träumte?"

Adele hitzig:

„Ja, das ist's. Mir ergeht's ebenso."

„Auch mir", bemerkte Frau Pikebeil.

Der Bürgermeister dachte: auch mir. Doch sagte er nichts, sondern winkte bloß dem Diener, daß er sein Weinglas fülle.

Doktor Hahn bemerkte sehr nervös:

„Vorher habe ich ja ungefähr den gleichen Gedanken ausgedrückt."

Simon Pikebeil brutal:

„Nichts haben Sie ausgedrückt. Gewäsch. Rüben und Kraut."

Doktor Hahn rettete sich so gut er konnte:

„Ich sagte ja, es sei allegorisch... Die Träume sind's doch auch... oder eigentlich symbolisch... Bereits im alten Testament — der Traum von den fetten und mageren Kühen, oder..."

Der Bürgermeister unterbrach ihn barsch:

„Was reden Sie da von Kühen?" Wir sprechen vom Theater."

Doktor Hahn, beleidigt, erzeugte mit bebender Hand unzählige kleine Brotkugeln.

Peter sprach ruhig:

„Früher gab es Kritiken in den Tagesblättern. Zur Zeit als noch... Nun lassen wir das. Am Morgen nach der Aufführung las man Rezension, Feuilletons darüber und wußte Bescheid. Es war zuweilen, ich entsinne mich, ungemein belehrend. Man erfuhr nicht nur ganz genau den Inhalt oder die Fabel des Stückes, sondern auch seinen tiefern Sinn, die Moral, die Tendenz. Auch über den Stil, versteht sich, über den Bau und die einzelnen Typen. Und zum Schluß auch etwas über die Leistungen der Schauspieler."

Plötzlich wurde es lebhaft. Das Wort „Schauspieler" löste die Zungen.

„Hübsch war die..."

„Eben, die Blondine.“

„Nein, ich meine die Schwarze.“

„Wartet doch, laßt mich ausreden. Die, die i ch meine, war schlank, zierlich, im weißen Kleid.“

„Ich meine eine andere. Zuerst war sie im schwarzen Kleid, dann im blauen.“

„Nein, meine war im roten, immer im roten.“

Zur allgemeinen Verblüffung zog plötzlich der Bürgermeister ein großes buntes Papier aus der innern Fracktasche hervor.

„Was ist das, woher hast du's?“

„Ein Plakat? Es gab doch keine zu kaufen.“

Der Bürgermeister sagte mit triumphierendem Lächeln:

„Aber sie waren beim Eingang angeschlagen. Ich ließ sie mir von einem Schutzmann herunterreißen. Wo ist denn die Schauspielerin? Ja, hier steht's. Sie heißt Luise Flammenrot.“

„Gott sei Dank“, murmelte seine Gattin ironisch. „Er findet immer die, die ihm paßt.“

Die Männer studierten das Plakat.

„Poignard“, bemerkte halblaut Doktor Hahn.

„Wer heißt so?“

„Die Dämonische. Die mit dem größten Talent. Oh was für eine Begabung! Sie hat etwas ganz Hervorragendes kreiert.“

„Was kreiert?“ erkundigte sich Adele.

Darauf wußte der Gefragte momentan keine Antwort.

Der Bürgermeister höhnte:

„Laßt ihn. Es geht nicht."

„Jedenfalls", sprach der Sekretär erregt, „handelt es sich um eine gottbegnadete Künstlerin, und die morgige Presse wird ihre Leistungen sicher ganz besonders hervorheben."

Adele sagte:

„Ich weiß nicht, wie Theaterkritiken ausschauen, denn seit ich lesen gelernt habe, gibt es keine mehr. Aber ich denke mir, daß sie von Männern geschrieben werden. Und die Männer werden bloß von den Frauen entzückt sein, so wie Papa oder Doktor Hahn. Aber meiner Ansicht nach spielte am besten ein Mann. Derselbe, der einen Berg zerschmettert hat."

„Was?!"

„Einen Berg?!"

„Auf der Bühne?"

„Ja", sagte Adele. „Mit Dynamit."

Sie neigte sich über das Plakat und las:

„Romeo Vento."

Nun war wieder alles erregt. Man entsann sich:

„Ja, richtig."

„Nun weiß ich's."

„Tatsächlich."

Adele versuchte sich zu erinnern:

„Es war ein großer, herrlicher Berg. Im Hintergrunde. Ganz wie aus Sonnenstrahlen. Er funkelte so, daß man die Augen schließen mußte."

Nun wußte auch Simon, wie es war.

„Ja. Er zerstörte den Berg — und dann fiel er selbst nieder. Ich glaube er war tot."

Stille. Sie dachten nach, betrachteten wieder das Plakat, und jemand stellte fest:

„Das Stück heißt: Der goldene Berg."

Diese Entdeckung freute sie. Nun gab es also doch etwas, was sie über die Aufführung wußten. Allerdings war das herzlich wenig, aber immerhin doch etwas.

„Der Autor heißt Zyprian."

„Der Direktor selbst", erklärte Doktor Hahn mit Genugtuung. „Ein Milliardär. Darum weiß er so viel von goldenen Bergen zu erzählen."

Pikebeil sagte verdrießlich:

„Doktor Hahn, lassen Sie die Witze. Sagt mir lieber eines: die Explosion dauerte wohl nur eine Sekunde, und wir saßen zwei oder drei Stunden im Theater; wie kommt es, daß ihr euch nicht mehr gemerkt habt, als diese eine dumme Einzelheit? Es ist ein Skandal!"

Ja, plötzlich ärgerte er sich — über die andern. Aber auch über sich selbst; weil er sich beschwindeln, zum Narren halten ließ. Und weil er jetzt wie ein Verliebter am Tische saß, appetitlos, schlechtgelaunt, vergiftet.

„In der Operette", sprach er, „gab es wenigstens allerlei hübsche Melodien, Lieder und Tänze, an die man sich später noch lange erinnerte. Und hier? Nichts. Es ist hinausgeworfenes Geld."

Adele bemerkte lächelnd:

„Und doch ist der Papa merkwürdig erregt."

Frau Pikebeil meinte:

„Diese Komödiantin, die Flammenrot, hat's ihm angetan. Er ist immer wütend, wenn er sich verliebt."

„Glaubt ihr, daß wir aus den morgigen Zeitungen mehr erfahren?" fragte Adele. „Ich bin schrecklich neugierig."

Adele war stets im Leben aus irgend einem Grunde schrecklich neugierig. Und nun konnte sie sich kaum fassen. Die Kopfschmerzen ihres Literaturprofessors irritierten sie. Ob man ihn nicht holen lassen könnte?

„Was fällt dir ein", entrüstete sich die Mutter. „Er schläft doch schon sicher."

Adele dachte: Vielleicht könnte man ihn wecken? Aber sie hatte doch nicht den Mut, es laut zu sagen.

Auch den nächsten Tag litt der Professor an Kopfschmerzen. Dafür erschienen die Kritiken. Leider alle fast inhaltslos, wie verlegen, auch sie „vergiftet". Überall nur Einleitungen zu Rezensionen, die sie später einmal, wahrscheinlich nach weiteren Aufführungen, zu bringen versprachen. Übrigens schienen sie darauf zu zählen, daß sie bald wenigstens einen Theaterzettel erobern würden. Vorläufig halfen sie sich, wie sie konnten.

Odenheim schrieb eine kurze Geschichte des europäischen Dramas von Aischylos bis Flers und Caillavet.

Goldstaub plauderte ungemein schillernd und reizvoll alles aus, was er über die Person des Direktors Zyprian sowie über „Das Leben hinter den Kulissen" des neuen Theaters erfahren hatte.

„Schon als Kind sehnte er sich nach der Bühne, sehnte sich schmerzlich. Schlich sich abends heimlich aus

dem Elternhause hinaus, es begleitete ihn Anna, die Köchin ..."

„... und nun?! Ein Magnat, unter uns gesagt, ein Milliardär. Er ist endlich imstande seine Jugendträume zu verwirklichen, ein anderer Monte Christo. Aber anstatt unterirdischer Paläste, errichtet er ein Theater. Auf der eigenen Bühne spielt er seine einst verschmähten Stücke."

Auf die Stücke selbst geht Goldstaub („vorläufig") nicht ein. Hingegen beschenkt er seine Leser mit einer kleinen Episode aus dem innern Leben des Theaters, einer Perle ganz einfach. Wie geschickt weiß er alles auszunützen, was ihm neulich zufällig im Theatergebäude begegnet war, wie unvergleichlich witzig erklärt er sich Tatsachen, die einem andern Journalisten völlig unverständlich geblieben wären. Jener magere Unbekannte? Das war natürlich ein Konkurrent Zyprians. Ein Original, typischer Komödiant, altmodischer Intrigant. Unternimmt etwas Scheußliches gegen das Werk seines glücklicheren Kollegen, tut dies unbeschreiblich töricht und theatralisch. Dabei geschwätzig, schüttet vor dem Nächstbesten sein Herz aus. Duzt einen Fremden und erzählt ihm schaurige Dinge mit einer wahren Grabesstimme. Und feig, im Grunde genommen. Direktor Zyprian zeigt ihm bloß seinen Stock (ein ganz gewöhnliches dünnes Spazierstöckchen) und er sinkt sofort auf die Knie, bittet wie ein Kind um Vergebung und verspricht, sich zu bessern.

Ja, die andern Zeitungen zerbrachen sich darüber

den Kopf, woher Goldstaub seine vielen wertvollen Informationen eigentlich hatte.

Aber im großen und ganzen zogen sich sämtliche Zeitungen ungemein geschickt aus der schwierigen Affäre. Glatt und elegant wie fast immer in verzweifelten Fällen. Geradezu mit Takt — gegenüber einem ganz unerhörten Phänomen.

Gegenüber einem Theater, das nur solange „wirklich" erschien, als die Vorstellung währte und das gleich darauf in die Nacht sank, in die tiefe Nacht der menschlichen Seele.

Wie die Träume, die bei Sonnenaufgang verschwinden.

VIII

Man fing an, Zyprian zu kennen. Das machte ihn etwas verlegen. Auf der Straße sah man sich nach ihm um. „Bin ich denn so interessant?" fragte er sich ärgerlich.

Nur die Bankgasse war interessant geworden. Das Theater hatte einen immer stärkeren Erfolg. Am hellen Tage dachte die Stadt daran. Sie suchte vergeblich nach den beliebt gewordenen Schauspielern; sie empfand das Bedürfnis, sie nicht nur kostümiert und bei künstlichem Licht zu sehen. Aber sie waren nirgends zu finden.

Also mußte Zyprian selbst herhalten. Er verkörperte das Wunder. Denn er versteckte sich nicht so konsequent wie die andern. Schließlich war er ein Mensch; obendrein jung; er ging aus, sah sich mit Vergnügen

die Frauen an, blieb irgendwo stehen, verschaute sich. Da konnte man ihn leicht fangen; mit dem Hut gleichsam, eins, zwei, wie den Admiralfalter. Zumal seine Zerstreutheit ganz unglaublich war.

Ehe er sich versah, redete ihn plötzlich ein Fräulein an.

„Zyprian, teurer Junge, erkennst du mich nicht wieder?"

Er zögerte. Nein, eigentlich hatte er nicht das Vergnügen. Doch war sie keineswegs häßlich; in den letzten Zeiten schien ihm überhaupt kein Geschöpf häßlich, das in einem Unterrock steckte. Nur jene Frauen, die er so oft auf seiner eigenen Bühne sehen durfte, wirkten auf ihn sonderbarerweise weniger reizvoll, obwohl er sich früher am häufigsten in Schauspielerinnen zu verlieben pflegte.

„Ich bin doch Fanny", sagte das Fräulein beinahe vorwurfsvoll.

„Ganz richtig, Fanny", wiederholte er unaufrichtig, freudiges Erstaunen heuchelnd.

„Deine Tante."

Das möchte stimmen. Das war etwas anderes. Zyprian hatte nicht die Spur von einem Familiengedächtnis. Er hörte geistesabwesend zu, wenn eine Verwandte, etwa seine eigene Mutter, von andern Verwandten erzählte, und er merkte sich nie die Namen. In seinem Gehirn gab es ein heilloses Durcheinander von verschiedenen Tanten. Vielleicht existierte auch eine Fanny, oh, ganz bestimmt, es klang ungemein wahrscheinlich.

Er hatte nichts dagegen, mit Tante Fanny ein Stück zusammen zu gehen.

„Du begleitest mich nach Hause", sagte sie. „Es sind nur einige Schritte. Es ist ohnehin eine Schande, daß du deine alte Tante kein einziges Mal besuchtest."

Alt? Oh nicht im geringsten. Sie übertrieb aus unschuldiger Kokettierie. Sie war noch ganz annehmbar. Gab man sich einige Mühe, so fand man sie fast anziehend. Vielleicht nur ein wenig zu groß und zu mager. Auch eine Idee zu schwarz. Aber im übrigen . . .

„Wie du wohl selbst bemerktest," sprach sie, „hinke ich ein wenig am rechten Fuß. Unlängst passierte mir ein kleiner Unfall auf dem Eislaufplatz."

Fesches Tantchen, dachte Zyprian. Sie lauft Schlittschuh.

Oh, sie war noch ganz jung. Nur fiel es ihr etwas schwer, auf dem harten Pflaster zu gehen.

Sie ersuchte ihn plötzlich:

„Ich sehe, du hast einen Spazierstock. Hättest du nicht die Freundlichkeit, mir ihn auf einen Moment zu leihen? Nur bis nach Hause."

Zyprian hatte, wie alle Sterblichen, seine Eigenheiten und Schrullen. So trennte er sich ungerne auch nur auf eine kleine Weile von seinem, offenbar ganz gewöhnlichen Spazierstock. Es war ihm lieber, der Tante seinen Arm zu reichen.

Sie nahm ihn an, aber nicht gerade sehr begeistert. Sie lächelte nicht einmal. Ja, ihr Antlitz verfinsterte sich sogar, wodurch es viel weniger jung und anmutig wirkte.

Nein, sie gefiel dem artigen Zyprian nicht mehr so gut wie früher. Er fühlte die Nähe ihres Körpers, aber empfand dabei nichts von jener „weiblichen Wärme“, die ihm an den anderen Frauen (außerhalb seiner Bühne) so anziehend dünkte und nach der er sich im Hause in der Bankgasse so häufig sehnte.

Er unterhielt sie wohl weiter, aber nur mehr darum, weil er gut erzogen war.

„Liebe Tante hast du schon das neue Glashaus im Stadtgarten gesehen? Ich empfehle es dir wärmstens. Man sieht dort herrliche Palmen.“

Aber die Tante blieb plötzlich stehen.

„Hier wohne ich“, erklärte sie. „Vielleicht führst du mich wenigstens die Stiege hinauf.“

Ein schönes, herrschaftliches Haus, keine Mietkaserne. Die Tante war wohl vermögend.

Doch kaum schloß sich hinter ihnen das Tor, stürzte sich die Tante plötzlich auf Zyprian und rief mit einer unheimlichen Stimme:

„Her mit dem Stock!“

Sie begannen lautlos miteinander zu ringen.

Zyprian war der schwächere; das fühlte er mit Staunen und Schrecken. Er hielt krampfhaft den Stock umklammert, aber sein Bewußtsein begann sich schon zu trüben.

Da vernahm er schwere Schritte, als nahte ein Nilpferd.

Die Tante war nicht mehr da. Hingegen erschien im Flur — der Bürgermeister.

„Oh, seh' ich recht“, rief er aus. „Hat sich unser

verehrter Direktor doch endlich entschlossen, uns einen Besuch zu machen? Willkommen in meinem Hause!"

Zyprian fragte noch zitternd und erhitzt vom Kampfe:

„Was, in Ihrem Hause?! Ich dachte es wäre das Haus meiner Tante?"

Nun sagte der Bürgermeister weniger freundlich als früher, ja sogar wie enttäuscht oder verletzt:

„Also nur ein Irrtum. Und ich glaubte schon, Sie hätten sich endlich Ihres ersten Bekannten in dieser Stadt erinnert. Schade, daß ich es nur glaubte. Da Sie aber einmal hier sind, könnten Sie uns wenigstens auf ein Stündchen mit Ihrem Besuch beehren."

Zyprian war zu sich gekommen. Er versuchte gute Manieren zu zeigen.

„Bitte, recht gerne. Mit dem größten Vergnügen. Ich wäre schon längst gekommen, wenn ich etwas mehr Zeit hätte. Unsere Bekanntschaft hat so interessant angefangen."

Er erinnerte den Bürgermeister lächelnd:

„Sie haben mich verhaften lassen."

Pikebeil sagte etwas besänftigt:

„In der Tat ein hübscher Anfang. Es war ein kleines Mißverständnis. Seither sind Sie berühmt geworden; immer hört man von Ihnen, von Ihrem Theater... Sie haben uns überrascht. Meine Frau, meine Tochter, alle interessieren sich für Sie. Wir gehen jeden Abend hin."

„Ottokar! Was ist's denn? Wo ist Ottokar?"

Er schellte. Erklärte seinem Gast:

„Mein Kammerdiener. Vor der Revolution ein

großer Herr, mehrere Güter, Rennstall, Gott weiß was. Erste Familie, historischer Name — und nun bei mir."

Zum Kammerdiener:

„Ich lasse den Damen sagen, Herr Zyprian sei hier. Der Theaterdirektor."

Zum Gast:

„Sie werden sich freuen. Mein Wort. Aufrichtige Verehrerinnen."

Als Zyprian den kleinen Salon betrat, spürte er sofort jene ersehnte „Wärme". Zwei Frauen waren da. Denn auch die Mama zählte anfangs mit. Die ersten paar Minuten wirkten die beiden wie ein Ganzes. Als wüchsen sie in einem gemeinsamen Blumentopf. Dann aber tat sich allmählich die Tochter hervor...

Meldete sich selbst sozusagen. Insbesondere ihr Blick, intensiv neugierig.

Sie schaute fragend, beinahe zudringlich. Schaute nicht nur mit den Augen, sondern auch mit dem Mund. Das Gesicht sonst blaß; sein Blut, seine ganze Kraft konzentrierten sich in den Lippen.

Sie sah auf den Stock Zyprians. Als erkundigte sie sich:

Tritt man so in den Salon ein? Mit dem Spazierstock in der Hand? Ist das originell? Oder bloß schlechte Erziehung? Ist das etwa bei Schauspielern so Sitte?

Herr Simon Pikebeil hatte den Schauspielern von der Bankgasse manches vorzuwerfen.

„Warum zeigen sie sich nirgends? Weder in der Gesellschaft noch an öffentlichen Orten. Wie kommt das?“

Wie kommt das? fragten die Augen Adeles.

Der Bürgermeister:

„Halten sie sich aus Schüchternheit vor uns fern? Ha, ha, das möchte ich bezweifeln. Ich kenne die Schauspieler. Bei uns verkehrten viele, erstklassige europäische Filmsterne. Die schönsten Soubretten von der Operette. Wurde der ‚Brillantenwalzer‘ nicht zuerst bei mir getanzt, lange vor der Première im Eldorado? Warum also? Aus Stolz? Glaubt ihr vielleicht, das Schauspiel sei etwas Besseres? Es ist etwas anmaßend von euch. Es ist schwarzer Undank. Wir überschütten euch mit Blumen.“

Pikebeil meinte wohl zunächst seine eigenen Blumen; jene, die er regelmäßig, reichlich (mit seiner Visitkarte versehen) Fräulein Luise Flammenrot sandte. Es wurmte ihn, daß er so dumm war, denn sie reagierte gar nicht; es war wieder „hinausgeworfenes Geld“. Könnte sie ihm nicht wenigstens ein Lächeln oder ein leises Kopfnicken von der Bühne aus schicken? Die ganze Stadt wußte ja, wo seine Loge war.

Da er sich an die Flammenrot erinnert hatte, sagte er geradezu heftig:

„Ihr müßt Euch unbedingt der guten Gesellschaft nähern. Ihr müßt, es ist in Eurem Interesse. Sonst verliert Ihr jede Popularität.“

Aber Zyprian zeigte sich in diesem Punkte vollkommen begriffstützig.

„Ich verstehe nicht, warum Herr Bürgermeister meine Schauspieler gerade in Salons und Kaffeehäusern zu sehen wünschen," wunderte er sich, „sie haben doch nur auf der Bühne Talent. Nur abends. Ich versichere Ihnen, bei Tag unterscheiden sie sich nicht im geringsten von..."

Er wollte sagen: von der Luft. Da besann er sich und schloß:

„Von andern Menschen."

Die Neugierde Adeles kochte. Ja, beinahe lief sie über, wie heiße Milch.

„Sie sagen nur abends? Es gibt aber auch Proben, nicht wahr? Sind die Proben nicht immer vormittags? Und sind Sie nicht immer dabei?"

Bei uns gibt's keine Proben, hätte er antworten sollen.

Anstatt diese unwahrscheinliche Wahrheit zu sagen, erlaubte er sich aber eine kleine Phantasie über das gegebene Thema. Begann ungemein farbig allerlei Dinge zu beschreiben, die er gar nicht kannte.

Er sprach viel, aber für Adele trotzdem zu wenig. Sie fragte endlos; ihr verhältnismäßig großer, purpurroter Mund, drückte einen unersättlichen Durst aus.

Da fiel Zyprian etwas ein, was ihn verwirrte; nämlich, wie man die große Neugierde dieses Mundes befriedigen könnte. Nicht mit Worten...

Er wußte einen Moment nicht, was er sprach.

„Du langweilst den Herrn", sagte Pikebeil zu seiner Tochter. „Du siehst, er ist schon müde von deinen Fragen."

Sie lachte.

„Gut, so will ich Sie ein andermal weiterquälen. Wenn Sie wiederkommen."

Der Bürgermeister meinte:

„Du täuschest dich, wenn du denkst, daß er jemals wiederkommt. Er ist heute ohnehin nur zufällig hier, er hat sich bloß verirrt. Glaubte, in dem Hause wohne seine Tante. Lache nicht, es ist wirklich so. Er ist wohl der Ansicht, die Künstler sollten die sündige Welt meiden. Wie die Mönche."

Frau Pikebeil warf boshaft ein:

„Natürlich denkt mein Mann bloß an die Künstler, beileibe nicht an Künstlerinnen."

Adele erwähnte scherzhaft Luise Flammenrot...

„Papa verehrt sie."

Im ersten Moment wollte Zyprian aus reinem Altruismus den Bürgermeister warnen. Wie konnte man so unpraktisch sein, Empfindungen an Personen zu verschwenden, die eigentlich gar nicht vorhanden waren. Aber er hielt sich rechtzeitig zurück.

Und Pikebeil wiederholte:

„Er kommt nicht wieder."

Warum betonte er dies so hartnäckig? Das war schon unhöflich; es sah aus, als wünschte er sich keine weitern Besuche Zyprians. Vielleicht rächte er sich; dafür, daß es ihm bisher nicht gelungen war, der Schauspielerin Flammenrot zu begegnen.

Vielleicht bin ich hier wirklich zum letztenmal, dachte Zyprian.

Er wurde traurig, nahm in Gedanken von der

wohltuenden „Wärme“ Abschied. Als gelte es, sich etwa von seinem Geburtsort für immer zu trennen.

Aber plötzlich erklärte er:

„Eigentlich hat der Herr Bürgermeister nicht ganz so unrecht. Ich überleg's mir eben. Wer weiß ... vielleicht wäre es doch gut ...“

„Was wäre gut?“

„Eine gewisse Annäherung ... zwischen der Stadt und dem Theater.“

IX

Seit einiger Zeit funktionierte Dr. Hahn etwas schlechter, doch kaum merklich. Seine Umgebung, auch die allernächste, hatte davon keine Ahnung. Zweifellos gab es auf der Welt Uhren, die viel schlechter gingen. Mehr als fünf Minuten Verspätung auf 24 Stunden? Nein, von solchen schweren Verbrechen war bei ihm doch nicht die Rede. Aber alles ist relativ; was man billigen, minderwertigen Fabrikaten gerne verzeiht, ist eine Schmach, handelt es sich um solch ein Genfer Ideal von einem Chronometer, wie der Sekretär des Herrn Bürgermeisters.

Etwas ist bei mir nicht in Ordnung, spürte Hahn; er allein, sonst keiner.

Sein überempfindsames Gewissen war nun häufig beunruhigt. Drehte es sich doch nicht bloß um vergangene, sondern, wie er fühlte, auch um künftige Sünden. Er wußte es (dies sagte ihm seine sogenannte innere Stimme): Seine Pflichten waren ihm deut-

lich widerwärtig geworden, und darum würde er sie mit der bisherigen Genauigkeit nicht mehr erfüllen.

Es regten sich in ihm allerlei unbestimmte, zweifellos krankhafte Wünsche. Unbegreifliche Gelüste nach einer andern Leiter, als die, an der sich seine Kletterkunst bis zur Stunde so glänzend bewährt hatte. Wie kleine Hündchen überfielen ihn längst vergessene schlechte Gewohnheiten. So zum Beispiel beharrliches Denken an praktisch ganz belanglose, unwirkliche Dinge. Ja, seit kurzem begann er gar wieder zu dichten, und zwar Dramatisches, etwas, das, wie er hoffte, in der Bankgasse Erfolg haben würde.

Vor allem aber widmete er sich mehr als früher den Angelegenheiten jenes Klubs, dessen Präses er vorstellte.

Bisher benötigte der Klub eigentlich keinen Präses. Und wohl nur darum bekleidete Dr. Hahn dies rein dekorative Amt. Die Mitglieder pflegten dort mittags und abends zu essen. Das war so ziemlich alles. Bisweilen wurde etwas Unschuldiges gespielt. Die Atmosphäre war überhaupt unschuldig. Zudem mehr Atmosphäre, als anwesende Personen. Obwohl man den Ausdruck „geistige Arbeiter" ungemein weitherzig interpretierte. Tatsächlich konnte dem Klub jeder beitreten, der Lust dazu hatte; man nahm wohl nicht mit Unrecht an, daß wer die Lust zeigte, schon darum dem Kreise angehörte, dessen Interessen der Klub vertrat. Mit der Zeit überwog der Geburtsadel; mit den Repräsentanten der Wissenschaften und der schönen Künste verband ihn die gemeinsame materielle Not,

sowie die untergeordnete Rolle, die sowohl die einen, wie die andern in der neuen Gesellschaft spielten.

Aber kurz nach Eröffnung des Theaters in der Bankgasse belebte sich der Klub überraschend. Ein ursächlicher Zusammenhang war schwer festzustellen, aber die Gleichzeitigkeit der Tatsachen war unbestritten.

Plötzlich fanden Sitzungen statt (nicht nur am weißgedeckten Tische); Ausschüsse, Tagesordnungen, Resolutionen tauchten auf.

Ungemein dringende Postulate von größter sozialer Tragweite.

Unter andern beschloß der Klub:

Die Einbringung einer Petition an das Parlament um ein neues Gesetz „betreffend die Befriedigung der idealen Bedürfnisse der in den Fabriken, Kanzleien und Handelsbetrieben beschäftigten Vertreter der Intelligenz".

Was bedeutete das? Worum handelte es sich eigentlich?

„Zahlreiche Angehörige unserer Gesellschaftsklasse, durch die Verhältnisse zu einer Arbeit gezwungen, die sie physisch nicht befriedigt und weder ihrem Bildungsgrad, noch ihren Fähigkeiten entspricht, fordern ..."

Ein schöner Anfang, sagte sich Doktor Hahn. Er erblaßte, als er es las. Was war das für ein Ton? Seit wann durften auch die geistigen Arbeiter „fordern"?

Nie hatten sie es bisher so unverblümt, so geradezu ... unhöflich ausgesprochen, daß sie mit der beste-

henden Weltordnung unzufrieden waren. Es war der erste Protest gegen ein System, das noch kein ernster und anständig gekleideter Bürger schlecht zu finden gewagt hatte.

Worum baten oder eigentlich was „forderten“ die schlimmen Klubmitglieder?

Mehr freie Zeit. Damit sie sich jenen Dingen widmen konnten, die sie freuten; damit die Chemiker, Naturforscher, Historiker ihrer Wissenschaft dienen, experimentieren, in Archiven und Bibliotheken arbeiten könnten, die sie freuten; damit die Chemiker, Natur- Staat, nicht für diesen oder jenen praktischen Zweck, für dies oder jenes gewinnbringende Unternehmen, sondern für sich selbst. Zur Befriedigung der wissenschaftlichen oder artistischen Lust (was für Sybariten!); damit die Philosophen denken, die Künstler schaffen könnten; mit andern Worten: sich Orgien hingeben, ein unmoralisches Leben mit der Kunst, mit der Metaphysik, mit der Poesie führen.

Wie ist ihnen denn das um Himmelswillen eingefallen?

Bezeichnend waren in dieser Hinsicht folgende Wendungen, die sich fast in allen Ansprachen wiederholten (ohne Rücksicht darauf, ob der Redner ein Graf, ein Lyriker oder ein Botaniker war).

„Was mich betrifft, so habe ich wohl freie Vormittage; die Arbeit in dem betreffenden Unternehmen beginnt ziemlich spät. Aber was habe ich davon? Dafür endet sie erst um zehn Uhr abends. Verstehen die geehrten Herren, was das bedeutet? Ich kann zum

Beispiel niemals ins Theater gehen. Ich muß ein für allemal auf diesen größten Genuß aller wahrhaft kultivierten Menschen verzichten."

Anderswo endete die Arbeit zeitiger. Trotzdem ...

„Trotzdem fehlt mir die Zeit, um, sagen wir ... ins Theater zu gehen. Mein Gehirn und meine Nerven, durch eine mehrstündige, unerhört geistlose Beschäftigung erschöpft, müssen wenigstens zwei Stunden ausruhen. Übrigens muß man ja etwas essen, baden, sich rasieren; man ist Gatte, schuldet seiner Frau hin und wieder ein ... freundliches Wort, man hat einen Jungen, den man spazieren führen oder gegebenenfalls durchwichsen muß. Also was tun? Die ewige Eile wirkt in jeder Hinsicht tötlich auf den menschlichen Organismus. Zudem sind die Droschken teuer; man muß wie ein Narr rennen, um rechtzeitig — sagen wir — im Theater zu sein."

Jeder kam immer wieder darauf zurück. Jeder erwähnte „zum Beispiel" oder „sagen wir" oder „unter anderem" — das Theater.

Nein, das ist zu viel, dachte Doktor Hahn. Käfer, Psychologie, sogar lyrische Verse — meinetwegen. Aber das Theater!

Es entschlüpfte ihm:

„Das geht nicht. Unmöglich meine Herren."

Gleich darauf bereute er seine Aufrichtigkeit. Von allen Seiten hörte er mehr oder minder laute Entrüstungskundgebungen. Er begann sich zu rechtfertigen:

„In der Sache selbst bin ich natürlich ganz Ihrer

Ansicht. Ich liebe leidenschaftlich das Theater, ja, ich vergötterte es wie Sie, meine Herren. Aber das, was Sie wünschen, läßt sich nicht durchsetzen. Glauben Sie mir, verehrte Klubgenossen, es ist ratsamer, den Absatz, das Theater betreffend, zu streichen. Es ist doch nicht unbedingt notwendig, diese kleine Einzelheit so auffällig stark zu betonen; es wäre unpolitisch. Wozu? Was wir wollen, ist ja das Gesetz selbst, die paar dienstfreien Stunden."

Er hatte sicherlich nicht unrecht. Kein Wunder, er war ja erfahren hinsichtlich der Taktik im öffentlichen Leben. Der Bureaukratismus hat ihn allerlei zweckmäßige, glatte, ja bezaubernde Kniffe und Kunstgriffe gelehrt.

Aber die Mitglieder des Klubs befanden sich in einer seltsamen Erregung. Sie hatten ihre bisherige Vernunft und Geduld verloren; die Vorzüge Doktor Hahns machten auf sie momentan keinen Eindruck.

Der sympathische Vorsitzende spürte etwas Unangenehmes in der Luft; es roch geradezu nach Unpopularität. Das war ihm außerordentlich peinlich. Es war dringend notwendig, irgend ein Mittel zu finden, um die Stimmung sofort zu verbessern. Man mußte dem Klub ein kleines Vergnügen machen. Im Grunde genommen eine längst erprobte, von verschiedenen Staatsmännern des Ancien régime angewandte Methode; man erwies denen, die neue Rechte verlangten, lieber kleine Gefälligkeiten und Annehmlichkeiten.

Er sagte sich:

Ich muß mich nach einem hervorragenden neuen Mitglied umsehen. Wer käme da in Betracht? Es muß ein bekannter Name sein, etwas Blendendes, Effektvolles, am liebsten jemand aus den gegenwärtig herrschenden, mächtigsten Kreisen; jemand aus dem anderen Lager.

Mit großer Freude erinnerte er sich an Peter Pikebeil. Seine Beziehungen zu diesem waren ja seit kurzem viel wärmere geworden. Sein Beitritt würde sensationell wirken. Und der Klub würde vorläufig alle gar zu kühnen umstürzlerischen Aktionen aufgeben.

Der Bruder des Bürgermeisters ließ sich etwas bitten.

„Es ist zwar eine große Ehre für mich, eine wirkliche Freude, aber ... ich habe meinen Aufenthalt in der Stadt ohnehin mehrmals verlängert und kann meine Heimkehr nicht wieder verschieben. Dort zu Hause wartet allerlei auf mich: die Familie, die Wirtschaft, der Gemeinderat. Ich schäme mich schon."

Doktor Hahn lächelnd:

„Sie werden sich ja nie dazu entschließen. Auf jeden Fall nicht so bald. Sagen wir uns offen: hier ist ein stärkerer Magnet."

Peter Pikebeil flüsterte lächelnd:

„Hamlet, dritter Akt, zweite Szene."

„Die Bankgasse", sprach der Sekretär, „hält Sie fest, verehrter Herr Pikebeil, läßt Sie nicht fort."

Peter errötete; er sagte in einem Ton, wie ein Jüngling, der seinen Liebeswahn eingesteht:

„Ja, es steht schlimm um mich. Ich habe meine

ganze Energie verloren. Und sollte ich mich auch entschließen, abzureisen, ich würde nur zu bald zurückkommen. Ich bin vergiftet. Werd' ich's dort bei mir aushalten? Vielleicht bei Tag. Aber, wenn es Abend wird, halb acht ..."

Er trat dem Klub bei.

Anfangs war alles außer sich. Es schmeichelte sämtlichen Mitgliedern, daß ein so reicher Mann, der leibliche Bruder des Bürgermeisters —. Ein Atout: war die allgemeine Empfindung. Man konnte sagen: der Beginn einer großen gesellschaftlichen Umwälzung. Ho, ho, man fing also an, mit dem Klub zu rechnen. Sogar Leute von drüben, aus den allerersten Familien —.

Aber bald imponierte es ihnen nicht mehr. Eigentlich war Peter Pikebeil kein würdiger Repräsentant der brutalen, allmächtigen, neuen Elite. Er aß anständig, benahm sich korrekt, ja sogar schüchtern. Er wußte manches, hatte manches gelesen, vielleicht mehr als die Klubleute. Dabei mochte er lieber zuhören, als selbst das große Wort führen. Man begann ihn weniger respektvoll zu behandeln.

Mit der Zeit machten sie sich so wenig aus ihm, daß sie trotz seiner Anwesenheit wieder von ihren Postulaten und Rechten zu sprechen anfingen, und zwar womöglich in einem noch viel schärferen und keckeren Ton als früher. Peter trat ihnen nicht entgegen. Ja, das, was er zu hören bekam, schien ihm sogar zu gefallen.

So ein Schaf, dachte Doktor Hahn. So eine arme,

ahnungslose Unschuld vom Lande. Er riecht nichts, er hat keine Ahnung, daß es ihm selbst an den Kragen geht.

Ja, sein Verhältnis zum Herrn Peter Pikebeil wurde wieder erheblich kühler; wieder hatte er das Gefühl, daß ihn der Mann unterschätze, daß er während der Diskussion bald auf dieses, bald auf jenes Gesicht blicke, auf alle, nur nicht auf ihn selbst, die wichtigste Person, den Präses.

Doch wieder erbarmte sich seiner der liebe Gott und beschenkte ihn mit einem neuen, noch genialeren Einfall.

Kannte er nicht den berühmtesten Menschen in der Stadt, den Theaterdirektor?

Zyprian kam immer häufiger ins Haus des Bürgermeisters; dort begegnete ihm mehrmals Doktor Hahn und schlug ihm den Eintritt in den Klub vor.

„Ich arbeite eben an einem größeren Werk," sagte Zyprian, „ich gehe allem aus dem Wege, was mir die Stimmung verderben könnte. Und Vereine schaden mir ganz bestimmt. Ich habe mich oft davon überzeugt; meine Nerven vertragen keine Vereine."

Gleichwohl sagte er schließlich zu.

Er wurde mit Begeisterung empfangen; man vergaß auf längere Zeit den Klassenkampf, den Bruder des Bürgermeisters, die idealen Bedürfnisse der geistigen Arbeiter. Man betrachtete ihn mit Rührung und träumte von allfälligen freien oder ermäßigten Billetten, von weiteren Theaterbekanntschaften, vom Einlaß in das Reich „hinter den Kulissen".

Eines Tages aber näherte sich ihm jemand ängstlich und flüsterte mit gesenktem Blick:

„Ich habe etwas geschrieben ... In fünf Akten ... Meiner ganzen Familie gefällt's außerordentlich ... Wenn Herr Direktor die Freundlichkeit hätten ... Nur durchlesen, sonst nichts ..."

Zyprian wurde traurig, aber versprach: „Ja, gerne." Einmal würde er's lesen, wenn er auch derzeit zu beschäftigt wäre ...

Mit etwas ähnlichem kam zu ihm ein Zweiter, ein Dritter. Doktor Hahn beobachtete den Unfug von weitem und ärgerte sich. Er begann den Zudringlichen Vorstellungen zu machen; man dürfe die Liebenswürdigkeit des neuen Mitgliedes nicht so mißbrauchen.

„Sonst wird er scheu und geht uns durch."

Ja, es waren Stücke; manche in fünf, manche in mehr Akten, aber alle in Versen. Zyprian kostete vorsichtig davon einige Seiten von jeder Handschrift und es wurde ihm übel.

„Genug", sagte er mit schwacher Stimme. Nahm es und verschloß es gut in einen feuersicheren Schrank.

Aber schon nach wenigen Tagen passierte etwas Merkwürdiges. Einer von den Handschrifteneigentümern hielt den Direktor auf der Straße an und begann ihm unter Tränen zu danken.

„Ja, wofür?" fragte Zyprian.

„Ich werde es Ihnen niemals vergessen. Seit gestern bin ich wie neugeboren. Es war der schönste Abend meines Lebens."

„Was für ein Abend? Was gab es denn gestern?"

„Oh, Sie fragen noch! Mein Stück gab es. Mein Stück auf Ihrer herrlichen Bühne. Ich war dort und habe es selbst gesehen."

Zyprian war verblüfft. Aber das war noch nicht alles. Bald traf er einen anderen Autor und es wiederholte sich ungefähr dieselbe Szene. Und Zyprian wunderte sich immer weniger, nahm immer natürlicher und ruhiger die so gänzlich unverdienten Danksagungen entgegen.

Er dachte:

Wer weiß, vielleicht täusche ich mich selbst, genau so wie jene. Vielleicht ist es auch nur Einbildung, wenn ich im Theater meine Stücke zu sehen vermeine; wer weiß, was sie dort in Wirklichkeit spielen! Aber schließlich liegt nichts daran. Eins ist sicher: Ich genieße, ich berausche mich. Und was mögen mich noch für seltene Erlebnisse erwarten, vielleicht auch weniger angenehme, ja, furchtbare Überraschungen. Jedenfalls gibt's jetzt für mich kein Zurück mehr.

Er war 23 Jahre alt. Er freute sich, daß es Gefahren gab, Geheimnisse und — Fräulein Adele.

Siehe, wer grüßte ihn da? Doktor Hahn. Der Sekretär des Bürgermeisters hatte ein seltsam unsicheres Lächeln, wie jemand, der sich etwas Geld leihen möchte, aber sich nicht recht traut.

„Bisher hatte ich nicht den Mut," sagte er, „ich wollte nicht zudringlich erscheinen, Ihre Liebenswürdigkeit nicht mißbrauchen ... aber ermutigt durch Ihre Nachsicht gegenüber meinen Kollegen ..."

Mit einer blitzartigen, eleganten Geste zog er eine

größere Papierrolle aus der inneren Manteltasche hervor.

X

Adele war ein Kind ihrer Zeit, und diese war etwas dickhäutig, nicht zuletzt auch in ethischer Hinsicht. Die „beste" Gesellschaft, der die Bürgermeisterstochter angehörte, versagte sich nichts und am wenigsten angenehme Sünden. Trotzdem war der Begriff Sünde nicht gänzlich aus der Welt verschwunden. Von der früheren Moral blieb manches erhalten, unter anderem die Überzeugung, daß ein junges Mädchen bis zu seiner Verheiratung „aufpassen" müsse.

Adele paßte auf. Immerhin war sie die Tochter primitiver, blutreicher Menschen, die außer einem unverwüstlich gesunden Appetit auch Geld hatten (dessen Kurs sich bekanntlich auf das zeitliche Leben beschränkt). Sie verschlangen dieses Leben ohne jede Finesse wie Sauerkraut, denn sie hatten mehr Millionen auf der Bank als Lebensjahre vor sich.

Nein, Adele war nicht übertrieben feinfühlig. Aber sie wollte es sein (wenn auch nur darum, weil sie einen sehr zarten Teint hatte). Adele schämte sich zuweilen dessen, daß sie sich — nicht schämte. Das war schon gleichsam ein Fortschritt; eine Konsequenz des Wohlstandes in zwei Generationen. Sie schloß die Augen und hatte ein ernstes, wie beleidigtes Gesicht, wenn ein Mann sie küßte.

Dessenungeachtet ließ sie sich zuweilen küssen. In

dem Augenblick, da sie Zyprian kennen lernte, hatte ihr Gefühl — beileibe nicht etwa ihr Körper — schon einige Erfahrung. Aber Zyprian dünkte ihr interessanter als die anderen. Denn er war sozusagen „das Theater".

Das Schauspielhaus in der Bankgasse bedeutete für sie einen ganzen Komplex von Gefühlseindrücken. Das war etwas Zusammengesetztes, zum Teil auch Verrücktes. Vor allem die Empfindung, daß es Genüsse gab, die man um Geld nicht erstehen konnte. Das war das eine. Die Loge besorgte der Papa und man konnte darin jeden Abend sitzen, aber im Grunde kam man dabei doch zu kurz; um die Hauptsache wurde man doch betrogen. Was war die Hauptsache? Sie wußte es nicht. Sie fühlte es nur.

Und gleichzeitig, zum erstenmal, empfand sie eine wahnsinnige Angst vor dem Tode. Sie fühlte: So wie diese Theatervorstellung kann plötzlich alles enden, bevor ich ... was? Sie wußte es nicht. Und wie hing die zweite Empfindung mit der ersten zusammen? Es war ihr ein Rätsel. Aber das erste und das zweite zusammen war gleichsam ein Akkord. Vielleicht eine vergessene Melodie, die das Theaterorchester in der Bankgasse gespielt hatte.

Bei Zyprians erstem Besuch, in derselben Sekunde, als er in den kleinen Salon eintrat, hörte sie es gleichsam wieder.

Sie war sofort entschlossen, ihm den Kopf zu verdrehen. Sie sagte sich: er muß, er muß — durch ihn würde sie die „Hauptsache" erfahren.

Sogar die Eltern merkten es bald, so stark war das Interesse Adeles für den Jüngling mit dem lächerlichen Spazierstock. Der Papa (unter der Bewußtseinsschwelle): Übrigens ein Milliardär, also wäre es kein Unglück ...

Der Jüngling kam immer wieder und blieb zuweilen auch mehrere Stunden. Dabei ergab sich mitunter auch Gelegenheit zu Gesprächen unter vier Augen, und nicht selten trafen sie sich sogar auf der Straße.

Jedenfalls, dachte Adele, ist er kein leichter Mensch. Ja, er war oft recht sonderbar; gab nicht nur keinen Anlaß zum Schließen der Augen und zu einem beleidigten Gesicht, sondern überhaupt ... man kam mit ihm nicht einen Schritt weiter. Zudem pflegte er hin und wieder auf einige Zeit ganz zu verschwinden und nachher entschuldigte er sich gar nicht. Oft wußte er nicht, was man zu ihm sprach, beantwortete keine Fragen. Er hätte zu viel Eigenleben, fand Adele. Und er brachte keine, auch nicht ganz kleine „Opfer" (sie meinte: Seine Eigenheiten waren ihm mehr wert als etwa sie selbst, Adele).

„Habe ich Sie nicht gebeten, Papa mit Ihrem Theater bekannt zu machen? Nicht einmal das wollen Sie tun."

„Worum handelt es sich?"

„Lieber Gott, ich sage Ihnen tausendmal, worum es sich handelt, aber Sie wollen nicht hören. Warum soll sich Papa wegen so einer Dummheit kränken? Warum verbieten Sie der Flammenrot, den armen

Papa ein wenig netter zu behandeln? Warum weigern sie sich, Papa hinter die Kulissen zu führen?"

„Ich verbiete niemandem. Weder ihr, noch den andern. Und was jene Einführung hinter die Kulissen betrifft, so wird das kaum möglich sein."

„Weil Sie nicht wollen."

„Ich will, aber ..."

„Also warum? Warum?"

Er glotzte sie mit einem dumm-erfreuten Ausdruck an.

„Es ist merkwürdig, wie gut Ihnen das Wort ‚warum' zu Gesicht steht. Sie haben einen solchen Mund wie keine andere Frau."

Damit machte er ihr ein Vergnügen. Aber sie sagte:

„Davon ist jetzt nicht die Rede."

Und sie wiederholte:

„Warum führen Sie den Papa nicht hinter die Kulissen?"

„Weil es keine gibt."

Sie starrte ihn an.

„Unsinn," sagte sie leise, „wie man das nennt, ist mir gleichgültig. Aber Sie wissen, was ich meine."

Der Jüngling äußerte:

„Wie ich höre, ist diese Einrichtung auch in anderen Theatern so gut wie abgeschafft, die Kulissen nämlich. Das hängt wohl damit zusammen ..."

Sie unterbrach ihn wütend:

„Ich bitte Sie, wozu erzählen Sie mir das alles? Das sind Ausreden, verstehen Sie?! Es ist schlechter

Wille, nichts weiter. Was sind Sie denn für ein Mensch!"

Tränen traten ihr in die Augen. Sie war beinahe rot (etwas seltenes bei ihrer körperlichen Eigenart). Sie wiederholte:

„Was sind Sie für ein Mensch! Daß Sie nicht einmal so eine Kleinigkeit, so eine Dummheit ... wenn man sich schon erniedrigt und Sie darum bittet ..."

Es hatte den Anschein, als würde sie im nächsten Moment laut aufschluchzen. So kindisch war sie. Natürlich lag ihr nicht so sehr an dieser Kleinigkeit oder Dummheit. Es handelte sich bloß darum, daß sie bat und er sich nicht rühren ließ. Sie war verzweifelt — aus Hilflosigkeit.

Und er war bereits gerührt (aber zu spät). Er wollte schon um Verzeihung bitten, etwas „vorläufig" versprechen, nur um einer Katastrophe vorzubeugen. Da sagte sie unvermittelt:

„Adieu!"

Sie wandte sich um und begann in entgegengesetzter Richtung zu laufen. Er folgte ihr eine Weile, fühlte aber dabei, wie aussichtslos das war. Auf die Dauer war so ein Wettrennen auf der Straße höchst lächerlich; die Leute blieben stehen, starrten sie an ... Er gab es auf.

Um so mehr, als es schon längst sieben geschlagen hatte. Und er war sonst immer pünktlich im Theater.

Er öffnete die kleine eiserne Tür, die auf die Bühne führte, und fand sich wie immer — allein. Ringsherum niemand und nichts. Nicht einmal Dekoration.

Einige Minuten vor Beginn! Wer hätte so etwas für möglich gehalten!

Er sagte sich:

Das sollte Adele sehen. Was hätte der Bürgermeister für ein Vergnügen „hinter den Kulissen“ dieses Theaters? Anderswo, hörte ich, sitzen die Künstler und Künstlerinnen lange vor dem ersten Akt in ihren Garderoben und schminken, frisieren sich, kleiden sich an und die Arbeiter sind schon längst mit der Einrichtung der Bühne fertig. Und hier? Nichts. Nicht einmal Garderoben. Nehmen wir an, Herr Simon Pikebeil träte hier ein, mit einem mehrstöckigen Blumenstrauß in der Hand. Was weiter? Wohin damit? Er stünde hier, wo ich jetzt stehe, und er sähe sich ratlos nach allen Seiten um; er fände nicht einmal jemanden, den er fragen könnte: Wo ist die Garderobe Fräulein Flammenrots. Ha, ha, wo ist Fräulein Flammenrot selbst?

Am einfachsten wäre es, Adelen alles zu gestehen, ihr die ganze, so groteske Wahrheit zu sagen. Leider war jedoch eine solche Aufrichtigkeit so gut wie ausgeschlossen. Niemand von den Unberufenen durfte ahnen, wie es hier aussah. Darum war auch so strenge „Fremden der Eintritt verboten“.

Aber nun ertönte das Signal; wie es schien, eine elektrische Glocke. War wenigstens das etwas Wirkliches?

Jedenfalls hob sich bald darauf der eiserne Vorhang; Zyprian wußte oder eigentlich fühlte es sofort, denn im selben Moment veränderte sich gleichsam die

Luft auf der Bühne. Sie wurde wärmer, dicker, weil man schon den gefüllten Zuschauerraum spürte. Das Publikum, das große Ungeheuer, wartet; sein Mund ist offen, blutig vor Neugierde, wie der Mund Adeles ...

Zyprian empfand einen Stich unerhörter Sehnsucht. Früher, als er sich dort befand, in der Stadt, jenseits der eisernen Wand, da zog es ihn hieher, ins Theater; aber nun steht er auf der Bühne und leidet vor Heimweh, nach der Wärme drüben, nach dem blutigen Mund.

Die Bühne ist nur mehr durch einen leichten, dünnen Vorhang von den Zuschauern getrennt.

Und nun erst beginnt sie zu leben.

Eine Welt blüht auf ihrem hölzernen Boden auf. Täglich eine andere. Das ist ihr Geheimnis, daß sie sich immer verwandelt. Manchmal ist sie von allen Seiten offen, zugänglich; ein Wald, eine Wiese, ein Garten. Die Künstler könnten sie von hier oder von dort betreten; sie könnten ein- und ausgehen, wie es ihnen paßt. Und ein andermal ist sie ringsherum wie von einer Festungsmauer umgeben; ein Zimmer, eine Höhle, ein Prunksaal. Doch gibt es Türen und Fenster.

Aber hier ist es anders; in diesem sonderbaren Theater brauchen die Künstler weder Türen noch andere Eingänge, um auf der Bühne zu sein. Sie sind plötzlich dort. Irgendwie, im richtigen Moment, wenn man sie gerade braucht. Der leichte Vorhand rauscht in die Höhe und — sie spielen schon. Zyprian beobachtet sie. Er ist der einzige, der alles von der anderen Seite

sehen darf, er allein (und er weiß, vielleicht existiert nur für ihn diese andere Seite, existiert nur darum, weil er dasteht und schaut). Auf der Bühne gibt es Hirten, ein Mädel, einen Bach, Sonne, Kühe. Und ringsherum Berge, für Zyprian transparent. Aber was für einen Genuß hätte ein anderer davon, etwa der Bürgermeister? Wie vergeblich würde er sich anstrengen, um etwas zu sehen! Zyprian lächelt bei dieser Vorstellung.

Ausnahmsweise kann Zyprian diesmal während der Aufführung auch an andere Dinge denken, nicht nur an die Vorgänge auf der Bühne. Wie kommt es, daß es ihm diesmal überhaupt möglich ist, zu denken? Denn gewöhnlich ist er in einer Art Traumzustand, wie die Leute im Zuschauerraum.

Nun ist er der einzige Wachende in dem großen Haus. Wer hat ihn geweckt? Außer den Stimmen der Schauspieler hört er auch die Nacht im Auditorium. Eine Versammlung von bewußtlosen Geschöpfen, ein großer Schlafsaal. Reflexbewegungen, Seufzer, Flüstern im Traum. Er fragt sich: Ist auch Adele dort, auch sie unter den anderen — Kindern?

Das ist nicht ganz sicher, denn sie hatte vor Zorn über ihn geweint, ist vielleicht noch immer beleidigt. Und wenn sie die Kränkung niemals vergißt? Wenn sie beschlossen hat, ihn nie mehr im Leben zu sehen?

Angst erfaßt ihn bei diesem Gedanken. Er sagt sich: man muß rasch handeln. Man muß für Adele etwas tun, ihr endlich einmal ein „Opfer“ bringen.

Er blickt auf den Stock, den er unausgesetzt bei sich

hat, dann fixiert er scharf das Mädchen unter den Hirten und gibt ihr in Gedanken den strengen Befehl:

„Im Zwischenakt zu mir! Verschwinde nicht nach dem ersten Fallen des Vorhangs, sondern komm zu mir! Ich habe dir ungemein Wichtiges zu sagen."

Der Vorhang fällt. Luise Flammenrot tritt aus dem mächtigen Berge hervor, steht vor Zyprian mit über der Brust gekreuzten Armen und verneigt sich tief vor ihm.

„Hier bin ich. Was verlangst du von mir?"

„Das muß unbedingt aufhören."

„Was muß aufhören? Die Vorstellung? Sie hat ja kaum angefangen."

„Nein, sondern euer Verschwinden. Von nun an müßt ihr fortwährend da sein."

Sie sah ihn erstaunt an.

„Wenn du es willst, natürlich, wir können nicht anders, als dir folgen. Du bist ja unser Herr. Aber geruhe zu bedenken, daß es eigentlich sehr praktisch ist, so wie es ist. Du brauchst uns ja nicht unausgesetzt; du hast mich überzeugt, daß wir leicht alles lernen, deine Intentionen rasch begreifen. Proben sind überflüssig, denn in einer Sekunde verständigen wir uns mit dir und untereinander mit den Augen. Vor jedem neuen Stück eine ganz kurze Beratung wie bisher, ist das nicht genug?"

„Für mich wohl, aber nicht für andere."

Sie erstaunte noch mehr.

„Für andere?"

„Ja, für die Stadt. Die Menschen sind eben Menschen. Sie interessieren sich für euch und besonders der Bürgermeister für dich; er will dich durchaus näher kennen lernen.“

Sie lachte zynisch, unangenehm.

„Mich — näher kennen lernen?!“

Zyprian schnitt eine Grimasse vor Ekel. Er sagte in gereiztem Ton:

„Hier handelt es sich nicht bloß um dich. Bild’ dir ja nicht zu viel ein. Ihr seid für mich alle gleich und ich denke nicht daran, Ausnahmen zu machen. Von dieser Sekunde an müßt ihr immerfort da sein, körperlich, für alle Welt sichtbar, Tag und Nacht, ohne Unterbrechung. Ihr dürft euch nicht verstecken. Im Gegenteil: geht in der Stadt umher, zeigt euch in der Gesellschaft, unter dem Volk, überall.“

Die Flammenrot sagte leise demütig:

„Dein Wille, Herr.“

Hatte man jemals etwas ähnliches gehört? Wo gibt es denn in der Welt eine Schauspielerin, die zu ihrem Direktor sagte „dein Wille, Herr“?! Sie würde sich eher in Stücke schneiden lassen, auf die glänzendsten, dankbarsten Rollen aller Repertoire verzichten.

Aber ihm, Zyprian, gehorchten seine sonderbaren Schauspieler. Blind führten sie alle seine Wünsche aus, auch die allerdümmsten. Er war wohl der einzige Theaterdirektor auf diesem Planeten, der tatsächlich Macht hatte.

Doch war diplomatische Vorsicht nicht seine starke Seite. Die Flammenrot hatte ihn mit ihrer Nach-

giebigkeit so weich gestimmt, daß er gleich darauf eine unverzeihliche Torheit beging.

Er fügte hinzu, um gleichsam anzudeuten, daß er kein Tyrann wäre und ausgezeichnet wüßte, warum er so und nicht anders befahl:

„Ja, wie man euch schätzt, höre ich von allen Seiten. Wenn die Bürger euch sehen wollen, warum soll man, ihnen das Vergnügen nicht machen? Unter anderen sagte mir neulich eine junge Dame aus der besten Gesellschaft ... Ja, die Bürgermeisterstochter, Fräulein Adele ..."

„Ach so", sagte die Schauspielerin mit einer sonderbar entsetzten Stimme.

Eine Sekunde lang blickte sie ihm in die Augen und erklärte dann:

„Du bist ihn sie verliebt."

Er sagte nach einer Weile:

„Das ... geht euch nichts an."

„Oh, Herr, ich beschwöre dich! Gib acht, gib acht! Höre damit auf, so lange es Zeit ist, sonst ..."

„Wie, bin ich nicht euer Herr?"

„Ja."

„Darf ich nicht alles, was ich will?"

„Ja ... nur das nicht. Es handelt sich um dich selbst. Um deine Macht. Wie ist es denn gekommen?"

„Das ist doch kein Unglück?"

„Ja, es ist ein Unglück. Wie bist du ihr begegnet? Wo? Du lebst doch ganz einsam. Du bist immer mit deiner Arbeit beschäftigt. Du meidest doch die Menschen, fürchtest dich vor ihnen."

„Ich kam zufällig in das Haus des Bürgermeisters. Jemand führte mich hin.“

„Wer?“

Er wollte schon sagen: Meine Tante. Da beschlichen ihn Zweifel. Er entsann sich des seltsamen Benehmens jener fremden Dame, seines Ringkampfes mit ihr im Flur des Pikebeilschen Hauses. Vielleicht war das nicht eine Dame, sondern ein verkleideter Mann gewesen.

„Ein unbekannter Mensch“, sagte er leise.

„So? Weißt du es sicher? War es wirklich ein Mensch?“

„Ja, wie ...“

Er sah sie wie verblüfft an.

„Das war er“, rief sie verzweifelt. „Er, unser Todfeind! Derselbe, der sich einmal vor der Eröffnung des Theaters hier eingeschlichen hat.“

„Unsinn“, antwortete Zyprian unsicher. „Das war kein Er. Sie hieß ganz einfach Fanny.“

Die Flammenrot wollte ihm darauf etwas sagen.

Da näherte sich ihr jemand. (Ja, nun begannen plötzlich „hinter den Kulissen“ sichtbare Geschöpfe zu erscheinen), ein Riese mit einem langen, grauen Vollbart, und gab ihr ein Zeichen.

Es war wohl der Inspizient. Aber sein Äußeres erinnerte Zyprian seltsam an die Illustrationen zum Buche „Tausend und eine Nacht“, das er als Kind gelesen hat.

Und Luise Flammenrot stürzte auf die helle Bühne hinaus.

Der zweite Akt fing an.

XI

Nachdem Peter Pikebeil seine Geschäfte in der Stadt erledigt hatte, saß er vorwiegend auf seinem Zimmer, im Hause des Bruders und las in ziemlich langweiligen agronomischen Büchern. Dasselbe hätte er auch bei sich auf dem Lande tun können. Aber er konnte sich noch immer nicht zur Heimreise entschließen, trotz allen Selbstvorwürfen und Gewissensbissen.

Ganz gelb wurde er von diesem ewigen Sitzen; es schmerzte ihn bald hier, bald dort. Also konsultierte er einen Arzt; untertags hatte er ja Zeit genug, um sich auch das Kranksein zu gestatten.

Natürlich wurde ihm viel Bewegung empfohlen, und ohne die geringste Lust begann er, sich stundenlang auf dem Pflaster umherzutreiben. Vom Theater abgesehen war er der Residenz gründlich überdrüssig geworden. Er entschied sich meistens für schwächer frequentierte Stadtteile; diese ödeten ihn verhältnismäßig am wenigsten an.

Aber einmal zufällig verirrte er sich in eine der belebtesten Hauptstraßen so zwischen elf und zwölf vormittags. Viel Sonne und gemächlich spazierende Hautevolée. Er kannte sie bereits und verabscheute vom „Sehen aus" viele dieser Leute. Er war an die Erscheinung eines Durchschnittsspaziergängers schon so gewöhnt, daß er unwillkürlich stehen blieb, als er plötzlich einen ganz neuen Typ erblickte.

Es war ein Mann, und zwar recht antipathisch; aufdringlich und symmetrisch „schön". Eher ein Schemen

als ein Mensch. Einem Plakat oder einer Puppe im Friseurfenster ähnlich. Durchaus nicht ganz fremd. Im Gegenteil, eine von jenen Personen, von denen man denkt: zum Teufel, das ist ja ... der, der ... wie heißt er nur ... ich sehe ihn doch irgendwo ziemlich häufig ...

Peter ging weiter. Er begann absichtlich, energisch an etwas ganz Anderes zu denken. Er blieb vor einer Auslage stehen, steckte sich eine Zigarre an, blickte, wie er's gewohnt war, in den Himmel hinauf, stellte fest, daß Nordwest blies ...

Und plötzlich sagt er laut, wie erleichtert:

„Romeo Vento."

Er kehrte um. Ging denselben Weg zurück. Aber in einer viel schlechteren Laune als früher. Wie jeder Mensch nach längerem Kopfzerbrechen, das einer schließlich ganz belanglosen Sache gegolten hatte. Die Lösung des Rätsels hatte nicht die erwartete Freude, sondern eher eine Art Enttäuschung zur Folge.

Dem Schauspieler Vento begegnet er nicht mehr wieder; hingegen anderen, nicht weniger auffallenden Gestalten. Personen beiderlei Geschlechtes, die sich durch ein undefinierbares Etwas von den übrigen Passanten deutlich unterschieden; ob vorteilhaft oder nicht, war eigentlich schwer zu sagen. Jedenfalls waren sie sehr sorgfältig, modern gekleidet. Trotzdem waren es Fälle, die man als „alte Schule" bezeichnen mochte, denn die Gesichtszüge waren übertrieben „edel" und das Kolorit dieser Figuren erinnerte allzu sehr an die tropische Pflanzenwelt. Unwahrscheinlich wirkten sie,

das war es; zu frisch, zu neu, wie bisher gar nicht benützt.

Eine gute Hausfrau hätte gesagt:

Es ist doch schade, sie so an gewöhnlichen Werktagen durch die Gassen laufen zu lassen.

Und sie hätte sie gleich in einen Kasten gestellt.

Man konnte sich diese Personen nicht bei der Ausübung irgend welcher allzu menschlicher und trivialer Funktionen vorstellen; man konnte sich unmöglich denken, daß sie irgendwo zu Hause seien, daß sie Betten, Eßteller, Waschschüsseln und ähnliche Einrichtungen benützten.

Auch mit dem Gedanken, daß es Theaterleute wären, konnte sich Peter nur schwer befreunden.

Aber schließlich gelang es ihm doch. Es zeichnete sie eine fast bezaubernde Irrealität aus. Sie erschienen nicht wie lebende Wesen, sondern wie durch ein Wunder belebte Requisiten. Das schadete eigentlich nichts, im Gegenteil; das Antlitz der Stadt war bisher nur zu vernünftig und nüchtern gewesen, und die ungewöhnlichen, beinahe grotesken Erscheinungen brachten etwas Farbe hinein.

Übrigens war ihr seltsames Aussehen teilweise durch die nicht ganz zweckmäßige Beleuchtung zu erklären; das Sonnenlicht stand ihnen so schlecht zu Gesicht wie etwa Nachtfaltern oder wiederkehrenden Toten.

Darum klang es etwas wunderlich, als man einer von diesen eigenartigen Personen — es war Fräulein Klotilde Poignard — die banale Frage stellte:

„Nehmen Sie heute Nachmittag an dem Wohltätigkeitsbazar für hungrige Pensionisten teil?"

Der Fragesteller war kein anderer als Doktor Hahn. Peter grüßte ihn sofort, aber Hahn war zu sehr mit seiner funkelneuen Bekannten beschäftigt. Der Bruder des Bürgermeisters sah ihm kopfschüttelnd nach.

Schau, schau, dachte er, die Beiden kennen sich bereits. Wie unternehmend! Das hätte ich ihm nicht zugetraut. Obendrein die Poignard, die Darstellerin der gefährlichen Frauen. Allerdings zitterte seine Stimme vor Aufregung, als er zu ihr sprach, obwohl er so routiniert und ein so hoher Beamter...

Und nachmittags war Peter auf dem Wohltätigkeitsbazar. Wieder erschienen dort die „neuen Menschen", die Mitglieder des Theaters in der Bankgasse. Jetzt sahen sie viel natürlicher aus, denn die Beleuchtung war künstlich. Sie schienen sich sogar gut zu unterhalten, eifrig und laut, aber so, wie man derlei Heiterkeit und Geselligkeit auf der Bühne darstellt.

Sie waren hier und dort, verloren sich scheinbar in dem eleganten Gedränge der reichen Bürgerschaft. Aber nur scheinbar. Trotz allem gab es auch hier Spieler und Zuschauer. Von den ersteren hatten die Männer tadellose Gehröcke, glänzende Zylinder, ganz neue Handschuhe und jenes „spöttische Lächeln" auf den Lippen, das nach alten Sittenromanen so charakteristisch sein soll für Grafen und Fürsten. Sie umstanden die Bürgersfrauen, die Bonbons, Ansichtskarten und Champagner verkauften, und sprachen wie gedruckt.

Sie sprachen äußerst bühnenwirksame, reinlich stilisierte Monologe, „Ernstes und Heiteres", und die Verkäuferinnen, die andächtig zuhörten, dachten fast nicht mehr ans Verkaufen.

In manchen Zelten saßen jedoch Schauspielerinnen und dort verhielt es sich umgekehrt; dort redeten sie und die sie umringenden Herren lauschten.

Aber siehe, da kam der Herr Bürgermeister und alles machte ihm Platz. Er näherte sich der Tragödin Luise Flammenrot, die Sekt feilbot, und die übrigen Herren verbeugten sich und verdufteten allmählich vor lauter Respekt.

Die Künstlerin, die bisher einen ergreifenden Vortrag über die Marke Mumm Extra Dry und über die hungernden Pensionisten gehalten hatte, verstummte plötzlich; vielleicht darum, weil sie gewohnt war, nur vor vielen Menschen zu spielen, vielleicht aber auch aus anderen Gründen.

Sie blickten einander rasch in die Augen.

„Bitte, ein Glas von dem dort..."

Er trank aus; bat dann um ein zweites und wiederum — ex. Das war so seine Art.

Dann urplötzlich:

„Ich bin der Bürgermeister. Sie wissen, Simon Pikebeil."

Die Schauspielerin lächelte.

„Ich danke Ihnen für die wunderschönen Blumen, die Sie mir gestern in die Garderobe sandten."

Er dachte erstaunt: Nur für die gestrigen dankt sie? Und für die anderen nicht? Merkwürdig! Ich schickte

ihr doch mindestens zehnmal Blumen. Gestern, alles gestern, sie selbst und ihre Kollegen zeigen sich auch erst seit gestern in der Stadt. Eine komische Geschichte.

Er sprach (etwas unzusammenhängend, denn die „komische Geschichte“ ging ihm im Kopf herum):

„Warum sind wir eigentlich nicht früher zusammengekommen? Ihr spielt hier bereits ... Wie lange spielt ihr schon bei uns? Alle haben euch gern und ihr verachtet uns. Unsere ganze Familie ist täglich im Theater. Sehen Sie, meine Frau ist die dort, die mit der großen Feder, verkauft natürlich Limonade oder eine ähnliche Schweinerei. Meine Tochter Adele ist nicht hier, wegen Halsschmerzen ... Sie wird sehr bedauern, denn ich ... Sie lacht mich immer aus, weil ich Sie ..., weil ich von Ihnen ... Geben Sie mir noch ein Glas!“

Sie reichte ihm noch eines. Aber dabei blickte sie gespannt in eine andere Richtung; einige Schritte vor ihr stand ein großer, hagerer Mensch, der sie und den Bürgermeister unverwandt anblickte. Der Mann gefiel ihr gar nicht (aus bestimmten Gründen).

Plötzlich neigte sie sich und flüsterte dem Bürgermeister ins Ohr:

„Wären Sie nicht so liebenswürdig, Herrn Zyprian telephonisch rufen zu lassen? Er möchte unverzüglich herkommen.“

Pikebeil war verblüfft.

„Was, Direktor Zyprian? Soll hieher kommen? Wozu brauchen Sie ihn so dringend?“

„Ich habe mit ihm Wichtiges zu besprechen, in

Angelegenheit des Stückes, das wir heute spielen. Ich bitte Sie sehr, herzlichst darum."

„Nun gut, ja, aber wohin soll ich telephonieren? Wo ist Herr Zyprian?"

„Bei Ihrer Tochter, Fräulein Adele."

„Was?"

„Ja, bei Ihnen zu Hause."

Das berührte ihn etwas seltsam. Vor allem: Warum wählte sich Zyprian gerade diese Stunde, da niemand zu Hause war, außer Adele? Und dann, woher wußte es die Flammenrot?

Aber er zögerte nicht, rief einen Diurnisten vom Magistrat, befahl ihm, gleich zu telephonieren.

Dann sah er weiter auf Luise und trank (beides mit zunehmendem Durst).

Er fragte:

„Also erzählte Ihnen Zyprian, daß er uns kennt?"

„Jawohl, er erzählte uns davon."

„So?"

Nach dem vierten Glas:

„Ich gestehe Ihnen, ich bin etwas ... Es dreht sich mir der Kopf. Das verdanke ich sozusagen Ihnen. Sonst kann ich ganze Fässer austrinken und es macht auf mich keinen Eindruck. Und heute, in diesem Augenblick ist der Eindruck da. Weil ich mit Ihnen rede, weil ich Ihnen in die Augen schaue, weil Sie mir den Wein kredenzen, Sie mit Ihren wunderhübschen, kleinen ... Darf man?"

Ja, er durfte. Er küßte feurig die kleinen, wunderhübschen ...

Aber da näherte sich ihnen der große, hagere Mensch. Der Bürgermeister richtete sich auf und warf einen scharfen Blick auf das fremde Individuum.

„Was wollen Sie?" fragte er.

Der Fremde:

„Von Ihnen nichts."

Die Flammenrot sprach zum Fremden herausfordernd:

„Also etwa von mir? Ich kenne Sie nicht."

„Ist auch gar nicht nötig", sagte der Magere mit einem kühlen, sozusagen amtlichen Lächeln. „Ich bin bloß ein Polizeikommissär."

„Und ich bin der Bürgermeister", erklärte Pikebeil hochmütig, wenn auch etwas stotternd.

Der Kommissär verbeugte sich leicht und machte eine Bewegung, die ungefähr andeuten sollte: Ihre Stellung hat mit meiner Pflicht nichts zu schaffen. Oder: Wir leben in einer demokratischen Republik und vor dem Gesetze sind alle gleich.

Dann fragte er laut und nachdrücklich Fräulein Flammenrot:

„Wo wohnen Sie?"

„Wiewohl sie nur eine kleine Weile mit der Antwort zögerte, wiederholte er noch lauter:

„Ich frage Sie zum zweitenmal: Wo wohnen Sie? Wie? Sie wissen es nicht? Sie müssen sich's zuerst überlegen? Das ist interessant! Vielleicht wohnen Sie nirgends? Ja oder nein? Ja oder nein?"

Er schrie geradezu skandalös. Man wurde im ganzen Saal aufmerksam. Aber dies war wohl gerade die

Wirkung, die er hervorrufen wollte. Er schielte nach rechts und links, offenbar hocherfreut über das große Aufsehen, das er verursacht hatte. Man kam von allen Seiten auf die Gruppe zu.

Der Bürgermeister, plötzlich nüchtern geworden, redete flüsternd auf die Flammenrot ein:

„So sagen Sie ihm doch, wo Sie wohnen. Sonst läßt Sie der tolle Hund nicht in Ruh'. Geben Sie ihm die Adresse und damit ist die Sache erledigt."

Aber der „tolle Hund" bellte weiter:

„Wo wohnen Sie?"

Und die Flammenrot, anstatt ihm die einfache Antwort zu geben, drehte den Spieß um:

„Und wo wohnst du selbst? Was, sag', wer bist du?"

Sie begannen seltsam intim und hitzig miteinander zu streiten. Als verbände sie seit langem der herzlichste Haß. So wie ein Gesindel schlimmster Sorte streitet; sie duzten sich glatt und geübt, daß es eine Freude war, überschütteten sich gegenseitig mit rätselhaften Drohungen und Schimpfworten, deren Sinn niemand außer ihnen selbst wußte. Im Nu umstanden sie plötzlich alle im Saal anwesenden „neuen Menschen" von der Bankgasse, und alle traten selbstredend wie ein Mann für die Kollegin Flammenrot ein. Und der große, magere „Polizeikommissär" sprang bald dem, bald jenem in die Augen und fragte die Poignard, den Romeo Vento, alle:

„Wo wohnst du? Sag's nur, wenn du kannst! Oder gesteh die Wahrheit ein!"

Er wandte sich an den Bürgermeister, der mit offenem Munde dastand und nichts begriff:

„Da hast du's! Nun hast du den Beweis! Es sind keine Menschen. Darum wohnen sie nirgends."

Während des größten Tumults erschien endlich der telephonisch herbeigerufene Zyprian. Man sah es ihm an, er kam nur notgedrungen, es paßte ihm nicht im geringsten; mit seinem Herzen oder mit seinen Nerven befand er sich noch immer weit; wohl bei Fräulein Adele.

Als ihm seine Untergebenen, den „Kommissär" zeigten, maß er diesen mit seinem (noch von seinem Besuche bei Adele her glänzenden) Blick und sprach mit einer müden, unwilligen Stimme:

„Bist du wieder einmal da? Was? Willst du denn durchaus, daß ich aus dir ein Kartoffelpüree mache?"

„Tu's, tu's!" riefen freudig einige Schauspielerstimmen.

Aber Zyprian war offenbar der Ansicht, der Feind wäre ohnehin schon vollständig geschlagen. Also fragte er bloß, in jenem Ton, in dem kämpfende Apachen miteinander reden:

„Bruder, sag' einmal, siehst du dieses Stöckchen, das ich in der Hand halte? Also lauf oder ..."

Oh, der Feind ließ es sich nicht zweimal sagen. Wer sah ihn davonlaufen?

Vielleicht verschlang ihn der Erdboden.

XII

Nicht das war bedenklich, was auf der Oberfläche der Stadt vor sich ging. Nicht das, daß plötzlich alle Welt vom Theater redete. Denn was alle Welt spricht, hat keine tiefere Bedeutung. Ja, es ist sogar ein untrügliches Zeichen, daß eine Wahrheit aus der Welt verschwindet. Denn meistens ist es so: Hören bessere Menschen von einer Sache zu denken auf, so beginnen gleich darauf die Minderwertigen über dasselbe zu schwatzen.

Aber hier verhielt es sich anders. Die besseren Menschen hörten keineswegs auf, sich mit dem Theater zu befassen. Im Gegenteil; die innere Vergiftung nahm an Umfang und Heftigkeit noch zu. In unzähligen Fällen war hohes Fieber zu konstatieren. Für weniger widerstandsfähige Naturen bedeutete die Anstalt in der Bankgasse geradezu dasselbe wie Morphin oder Opium.

Geradezu bemüßigt, dort jeden Abend zu verbringen, besetzten sie längst alle guten Plätze des Theaters, so wie die Engländer alle wichtigen Punkte an den Seeküsten der Welt, und um den übrig gebliebenen elenden Rest stritten ununterbrochen zahlreiche, ebenso vergiftete, aber weniger vorsichtige Geschöpfe miteinander. Und alle verbreiteten die Bazillen in der Stadt, indem sie Freunden, Bekannten und sogar Halbfremden die tiefen, wenn auch chaotischen Eindrücke mitteilten, die sie selbst zwischen sieben und zehn Uhr abends empfingen. Und das Ergebnis war, daß

das Theater zu einem dringenderen und jedenfalls berühmteren Bedürfnis wurde, als etwa Brot oder Fleisch.

Simon Pikebeil gehörte sicherlich nicht zu den tiefen, aber zweifellos zu den aufrichtigen Naturen. Man konnte sogar sagen, daß seine Aufrichtigkeit zuweilen die Grenzen des gewöhnlichen gesellschaftlichen Anstandes überschritt.

Wenn er einmal in einer politischen Versammlung — es handelte sich um jene paar „freien Stunden", die die Intellektuellen immer energischer forderten — zugab, daß selbstverständlich jeder Mensch mehr brauche als Schlaf oder Essen, „zum Beispiel von Zeit zu Zeit etwas Theater", so war das gewiß keine Komödie, kein Zugeständnis an eine dumme Mode, die eben die Stadt beherrschte, sondern er fühlte wirklich so, wie er sprach.

Aber manchmal sprach er doch ein wenig sonderbar. So entschlüpfte ihm einmal zur allgemeinen Verblüffung folgendes:

„Ihr sagt, dies (die freien Stunden) bedeute Geld, das ist richtig. Euer und auch mein Geld. Aber bedenkt, ist das wirklich ein so großes Opfer? Oft denke ich mir: der Teufel hole alle diese goldenen, silbernen und papierenen Zeichen! Unter uns gesagt, zuweilen spüre ich deutlich, daß sie mir schon ganz ekelhaft geworden sind. Man fragt sich: Wozu sammelt man überhaupt das Geld?"

Das war stark. Allen, die zu viel reden, passiert hin und wieder eine Dummheit, aber alles hat seine Gren-

zen. Was wollte er eigentlich damit sagen? Daß Geld keinen realen Wert hat? Ja, was ist dann überhaupt real? Doch nicht etwa das Theater?

Nebenbei wäre festzustellen, daß vielleicht so mancher von den Zuhörern Pikebeils (aus der nämlichen Gesellschaftsklasse) ähnlich wie er fühlte. Aber fühlen und öffentlich davon reden, sind zwei verschiedene Dinge, obendrein in einem Staate, in dem nach dem Gesetze Individuen ohne Geld mit schwerem Kerker bestraft werden.

Jeder andere hätte sich mit einem solchen Ausspruch für immer unmöglich gemacht, denn die Situation war ohnehin kitzlich genug. Alle ahnten, daß die Forderungen der Intellektuellen den Anfang einer großen sozialen Revolution anzeigten. Es waren die ersten Symptome einer Bewegung, die Jahre oder gar Jahrzehnte dauern konnte, aber schließlich das Ende der gegenwärtigen Machthaber herbeiführen mußte.

Aber dem Bürgermeister war alles erlaubt. Niemand wußte warum. Es schien leichter, einen Berg in die Luft zu sprengen, als ihn zu stürzen.

Also nahm man seine verrückte Rede trotz allem verhältnismäßig leicht. Nur Der und Jener dachte:

Eigentlich ein Neurastheniker. Trotz seinen hundert Kilo Körpergewicht. Sagt er nicht immer, daß ihm die gründlichste Veränderung lieber wäre, als die jetzige Langeweile? Sehnt er sich nicht schon lange nach der Revolution wie ein anämisches Mädchen nach dem Manne?

Und doch hatte der Bürgermeister mehr Gleich-

gewicht in seinem riesigen Schädel, als man glauben mochte. Der gesunde Menschenverstand, der Schlüssel zu allem Glück im Leben, dem Pikebeil sein Vermögen und seine Stellung dankte, verließ ihn niemals auf lange. Er erlangte ihn in dem Moment wieder, als nach beendeter Versammlung Doktor Hahn mit den Akten unter dem Arm auf ihn zukam und seine Rede überschwenglich zu loben begann.

Er brummte ärgerlich:

„Schon gut. Ich brauche nicht Ihre Schmeichelei, ich weiß ohnehin, daß ich nicht reden kann.“

Aber der Sekretär ließ sich nicht entmutigen, war weiter von dem eben Vernommenen aufs höchste entzückt. Um so mehr, als ...

„... als ich selbst einmal eine ähnliche Idee hatte. Ja, einmal war mir der Gedanke gekommen, daß im Grunde alle Menschen unschuldig sind, wie Kinder. Daß eigentlich auch jener, den man habgierig oder egoistisch nennt, letzten Endes ganz uneigennützig ist ...“

Pikebeil fragte brutal:

„Was hat Ihr Blödsinn mit meiner Rede zu schaffen?“

„Verzeihung, ich werde es Ihnen sofort erklären. Ich wollte sagen, daß es eigentlich keine Verbrecher gibt. Denn nehmen wir an, ich beraubte jemanden all' seines Geldes. Was hätte ich davon. Wie Sie selbst sagen, nichts. Denn was ist das Geld? Eine Illusion, eine Lüge. Oder ein anderer Fall: sagen wir, ich vergewaltige ein Weib ...“

„Sind Sie verrückt?! Was erzählen Sie mir da von Vergewaltigungen um zwei Uhr nachmittags? Im Amt wartet ein Haufen Arbeit. Beeilen Sie sich, ja? Haben Sie nichts zu tun?"

Doktor Hahn schwieg, wie mit kaltem Wasser begossen. Er war beleidigt. Er dachte: Reiche Spießer können leicht sagen, das Gold sei nur Chimäre. Der Bürgermeister hat sich die Flammenrot gekauft und ruft nun vanitas vanitatum!

Niemals litt Doktor Hahn so sehr darunter, daß er kein größeres Vermögen besaß, wie gerade in diesen Tagen. Ach, diese Klothilde Poignard! Bei der ersten Begegnung beschenkte sie ihn reichlich mit einem ganzen Frühling von lächelnden, warmen Blicken. Er hatte Veranlassung, sich mit bangem Hoffen zu fragen: Was kommt morgen, übermorgen, später? Und es kam nichts. Wieder nur Lächeln, Blicke. „Blumen, Blumen, nichts wie Blumen!" wie Kalchas in der „Schönen Helena" klagt. Zuweilen sah sie ihn mit einem mitleidigen Ausdruck an, als wollte sie sagen: Bemühen Sie sich nicht weiter, lieber Doktor Hahn. Alles, was ich Ihnen geben konnte, haben Sie schon vor einer Woche erhalten. Seien Sie versichert, alles. Sie kennen bereits mein ganzes Repertoire."

Doktor Hahn glaubte es nicht. Er dachte: Wäre ich nur so reich wie der Bürgermeister!

Er täuschte sich, denn auch Pikebeil erhielt von der Flammenrot nicht mehr als Blumen. Kein Wunder also, daß er Philosoph geworden war. Daß er an den Realitäten dieser Welt überhaupt zu zweifeln begann.

Daß er sich fragte: Geld? Wozu ist es? Weshalb häuft man es an?

Die Flammenrot nahm seine Einladungen zu Soupers nach dem Theater an. Aber sie wollte nicht einmal essen und trinken. Sie markierte bloß, wie auf der Bühne. Manchmal glaubte Pikebeil: Ist sie heute nicht etwas besser gelaunt als sonst? Das war jedoch nur eine optische Täuschung, die daher rührte, daß er selbst betrunken war.

Zudem reizte sie ihn dadurch, daß sie sich im Gespräch immerfort vom „Hauptthema" entfernte. Das hieß, daß sie, statt auf seine erotischen Fragen zu antworten, etwa von Adele und von Zyprian redete.

„Sehen Sie denn nicht, daß die beiden ineinander verliebt sind?"

„Vielleicht, ja. Sie haben wohl recht, aber..."

„Und glauben Sie, daß das gut ist für ihre Zukunft?"

Der Bürgermeister sagte ungeduldig:

„Teures Fräulein, in diesem Augenblick kann ich nicht darüber nachdenken."

„Schade, denn das ist eine Angelegenheit von höchster Wichtigkeit."

„Meinethalben! Es mag außerordentlich wichtig sein, aber nicht jetzt. Von solchen Angelegenheiten kann ich in der Nacht nicht sprechen. Kommen Sie zu mir, etwa Donnerstag oder Samstag, in die Kanzlei, und dann reden wir darüber, aber jetzt..."

„Ich spreche doch nicht in meinem, sondern in

Ihrem eigenen Interesse. Zum Besten Ihrer Familie und vor allem ..."

„Ja, ja, ich verstehe. Ich bin Ihnen dafür sehr verbunden. Darf ich Ihnen meine Dankbarkeit durch ein ganz kleines Küßchen ..."

„Aber hier handelt es sich um jeden Tag," unterbrach ihn die Flammenrot, „geben Sie acht, daß es nicht zu spät wird. Denn die Liebe hat ein rasendes Tempo."

Der Bürgermeister sprach bitter:

„Das habe ich bisher nicht bemerkt. Wenigstens was uns beide betrifft. Ich quäle mich, seufze, als wäre ich achtzehn Jahre alt. Wir kennen uns schon wochenlang, und das bisherige Ergebnis, Gott sei's geklagt, das nennen Sie ein rasendes Tempo? Sie sind von Stein."

„Zyprian ist ein Künstler, er sollte überhaupt nicht heiraten. Und auch für Ihre Tochter Adele wäre es gar nicht wünschenswert. Herr Bürgermeister, Ihre Tochter wird nichts bedeuten im Leben Zyprians, gar nichts! Es wäre besser, sie heiratete Doktor Hahn. Verstehen Sie mich? Hören Sie zu?"

Nein, nein, Pikebeil hörte nichts mehr. Denn der Alkohol wirkt nur unter bestimmten Voraussetzungen anregend; keinesfalls dann, wenn die Frau, von der du ein „Küßchen" verlangst, dich mit einem Gespräch über deine eigene Tochter unterhält. Der Bürgermeister war eingeschlafen.

„Also ein andermal", seufzte die Flammenrot. „Ich gehe zu ihm morgen in die Kanzlei."

Sie weckte ihn, sie gingen. Auf der Gasse setzte sie ihn in ein Auto. Sie schüttelte den Kopf, als er sie einlud, mitzufahren. Zu Fuß ging sie — ins Theater. Ja, um zwei Uhr nachts. Und von anderen Gegenden der Stadt zog eine Anzahl Männer und Frauen in der nämlichen Richtung.

Beim Haupteingang des Gebäudes in der Bankgasse begegneten einander die Flammenrot und Romeo Vento. Sie schauten einander mit einem spöttisch-traurigen Lächeln in die Augen. Beide seufzten. Der Mime flüsterte:

„Eine schwere, peinliche, undankbare Arbeit. In zwanzig Jahrhunderten erging es uns nicht so schlecht wie jetzt, in diesen paar Wochen. Mit wem warst du?"

„Mit dem Bürgermeister. Und du?"

„Mit zwei Backfischen. Mädchen aus guten Häusern."

Sie lachten (beide mit männlichen Stimmen) und seufzten dann wieder.

„Die Armen", höhnte Luise Flammenrot.

„Aber wir sind noch ärmer."

Sie betraten das Theatergebäude. Sprachen halblaut weiter.

„Früher war der Dienst so leicht, beinahe angenehm. Wir spielten bloß zwei bis drei Stunden am Abend. Und jetzt fortwährend."

„Ja, nun spielen wir Tag und Nacht Komödie. Seit Zyprian uns verboten hat, zu verschwinden."

„Wird das jemals enden?"

Im Innern befanden sich noch mehr Erschöpfte und

Verzweifelte. Unter anderm, wie es schien, auch junge Mädchen und Greise. Aber zuweilen veränderte sich plötzlich das Äußere dieser oder jener Person. Der und jener wurde plötzlich älter und größer.

Ja, anfangs sah man noch hier und dort blonde oder rabenschwarze Haare. Aber allmählich wurden alle einander ähnlich; hatten zumeist lange, silbergraue Bärte wie die Geister auf den Illustrationen zu „Tausendundeine Nacht". Auch Luise Flammenrot.

Offenbar war es ihnen so am bequemsten.

XIII

Dem Professor für Literatur- und Weltgeschichte im Hause des Bürgermeisters wurde der Dienst gekündigt.

Auf Wunsch Adelens. Sie hatte sich in ihm getäuscht. Sie überzeugte sich mehrmals, daß er von seinem Fach nichts verstand. War er doch nicht einmal imstande, den Inhalt eines Theaterstückes wiederzuerzählen, das sie am vorhergehenden Abend gemeinsam gesehen hatten. Zwar konnte das auch kein anderer von ihren näheren und weiteren Bekannten tun, aber wen man bezahlte und Professor titulierte, der war hiezu einfach verpflichtet. Und da er, wie nun feststand, keinen blauen Dunst von Literatur hatte, so verlor Adele auch allen Glauben an seine welthistorischen Kenntnisse.

Sie dachte:

Er hat einfach Auszüge aus allen möglichen Büchern auswendig gelernt. Erfuhr aus irgend einem Werke etwas über Julius Cäsar oder Napoleon Bonaparte oder die Schlacht bei Salamis, aber sicher hat er über dies alles keine eigene Ansicht. Wer weiß, ob jene Persönlichkeiten oder Ereignisse überhaupt jemals wirklich waren. Man hatte keine Gewißheit darüber, also: hinausgeworfenes Geld.

Glaubte sie Zyprian? Das war etwas anderes. Zyprian war selbst eine Persönlichkeit, ja ein Ereignis. Erzählte er ihr dies oder jenes, so gab es für sie gar nicht die Frage: „Wahr oder nicht wahr?“ Zyprian war in dieser Hinsicht wie sein Theater. Man hörte ihn an, wie im hypnotischen Schlaf, passiv, widerstands- und kritiklos, hörte ihn an, nicht um etwas zu erfahren; das Hören war Selbstzweck.

War er bei ihr, so spürte sie: „Gott sei Dank, er ist da“ — sonst nichts. Da hatte sie weder Erinnerung noch Rücksicht auf andere Menschen, hatte weder Vater noch Mutter, weder Vernunft noch die Pflicht, „aufzupassen“. Er war nicht immer höflich, ja oft geradezu schlecht erzogen (o dieser unvermeidliche Spazierstock, der so unpassend war, so immerfort ... störte!), aber der Erste für sie, der Einzige in der Welt. Seine Anwesenheit benahm ihr den freien Willen; sie konnte sich hundertmal über ihn ärgern, aber sie mußte ihm stets unbedingt gehorchen. Das wußte sie und darum fühlte sie sich in seiner Gegenwart so frei; denn da hatte sie keine Verantwortlichkeit.

Ja, verlangte er auch von ihr das Äußerste, sie hätte

nicht die Kraft, ihm Widerstand zu leisten. Aber manchmal war es ihr, als würde er von ihr nie etwas verlangen (ein schlimmes, demütigendes Gefühl). Oft hatte er Augen, die sie gar nicht sahen.

Und seit einiger Zeit zeigte er sich überhaupt nicht. Was bedeutete das, um Himmels willen? Warum kam er nicht? War es schon das Ende?

Sie begann sich zu grämen, immer blässer zu werden. Ganze Tage stand sie am Fenster und wartete auf ihn vergebens.

Sie wurde unfreundlich gegen ihre Mutter, gegen die Dienstboten und ganz besonders gegen den Vater. Denn der Bürgermeister ließ neulich eine sehr merkwürdige Bemerkung über Zyprian fallen. Nach einem seiner Besuche, äußerte er, der Direktor wäre „ein ziemlich unsicherer Mensch“. Das war auffallend. Hatte er doch bisher den Jüngling gut, ja geradezu höflich behandelt, soferne Simon Pikebeil überhaupt höflich sein konnte. Und nun — woher dieser plötzliche Stimmungswechsel?

Vielleicht hatte jemand den Vater ungünstig beeinflußt. Übrigens, was war ein „sicherer“ Mensch? War es ein Mensch wie Doktor Hahn, so wollte, brauchte, ertrug Adele keine sicheren Menschen! Nein, bei Gott, längst war sie dieser Sicherheit überdrüssig geworden. Dieser ganzen langweiligen, hoffnungslosen Sicherheit, die sie seit ihren Kinderjahren umgab. Sie verdächtigte den Vater, er hätte Zyprian hinausgeekelt; er hätte ihm zu verstehen gegeben: Streng' dich nicht an, mein Lieber, ich gebe dir nie meine Tochter.

Nach mehrtägigem, aufreibendem Kampf mit sich selbst schrieb Adele mit ihrer unglaublich kindischen Schrift Folgendes auf einen kleinen Zettel:

„Ist das ein Benehmen? Kennen Sie mich nicht mehr?“

Hierauf erhielt sie, nach zwei bis drei Tagen, nachstehende, ebenso kurze und formlose Antwort:

„Jetzt kenne ich niemanden. Jetzt schreibe ich bloß. Vielleicht später.“

Sie zerknitterte das Stück Papier, tief verwundet, beleidigt.

Unverschämtes war bei Zyprian nichts Neues. Er war noch größerer Seltsamkeiten und Unerzogenheiten fähig. Aber die Worte: „Ich kenne niemanden“ gaben ihr zu denken. Sie nahm sie ganz buchstäblich. Sie dachte: Ich bin für ihn nicht mehr vorhanden. Sie fühlte: Die moralische Luftverbindung zwischen mir und diesem Menschen ist unterbrochen. Die Welt verdüsterte sich hoffnungslos, wenigstens in diesem Augenblick. „Vielleicht später.“ Sie merkte scharf auf. Er hatte die schmerzhafte Aufrichtigkeit, zu schreiben: Vielleicht.

Sie sagte sich: Das eine ist sicher, kein Weib würde sich diese Gemeinheit gefallen lassen, keine ihn nach einer solchen Ohrfeige je wieder empfangen. Aber ich, ich werde auf ihn warten.

Oh, wäre es nicht besser, dem Papa seinen Revolver zu stehlen und auf den Rest dieses ekelhaften Lebens zu verzichten? Ich habe genug, genug davon!

Als sie aber spürte, daß sie weinte, wurde sie darüber wütend.

So, er kennt niemanden, angeblich darum, weil er zu arbeiten hat. Aber in sein Theater geht er sicher. Schauspielerinnen, die Poignard, die Flammenrot, stören ihn sicher nicht beim Schreiben.

Es befiel sie eine heiße, leidenschaftliche Eifersucht auf die Schauspielerinnen; auf jene „geschminkten Teufelinnen", die nur kurze Zeit nach Eröffnung des Theaters etwas Scham im Leibe hatten, jetzt aber nicht nur im Theater, sondern in der ganzen Stadt zu sehen waren.

Sie sprach laut:

„Ich hasse sie!"

Und gleich darauf:

„Ich will selbst Schauspielerin werden. Zum Trotz!"

Sie stand wie immer am Fenster und überlegte, wie sie ihren Plan am besten ausführen sollte. Da plötzlich erblaßte sie. Unten auf der Straße stand Zyprian. Dort, auf der anderen Seite, gegenüber dem Hause. Und er schaute hinauf („sehnsüchtig" stellte Adele fest). So verhielt es sich. Sein Fernbleiben in der letzten Zeit war also bloß eine Komödie, die er aus irgend einem Grund vor ihr spielte. Sie lächelte mit Genugtuung, verbarg sich hinter dem Vorhang. Er sollte nicht die Freude haben, zu sehen, wie sie dastand und ihn anschaute. Er sollte sich vergeblich nach ihr sehnen. Er sollte stundenlang auf sie warten, so wie sie tagelang ihn erwartet hatte.

Aber plötzlich nahm sie ihren Hut und lief rasch aus dem Zimmer auf die Straße hinunter.

Und — Zyprian befand sich nicht unten. Was bedeutete es? Vor einigen Minuten war er noch hier, an dieser Stelle. Adele stand hilflos da und suchte ihn mit den Blicken.

Da sagte zu ihr eine große, sehr hagere, ältliche Frau:

„Du hast dich geirrt."

„Wie?" fragte Adele erschreckt.

„Das war ich."

„Sie?"

„Ja. Ich stand hier, nicht er."

Die Fremde begann langsam in der Richtung des nahen Parks zu gehen. Adele blieb eine Weile unbeweglich vor Staunen. Aber dann lief sie der Alten nach, holte sie ein und fragte erregt:

„Was haben Sie vorhin gesagt? Wie konnten Sie wissen, mit wem ich Sie verwechselt hatte? Was sollte das heißen? ‚Ich war's, nicht er.' — Was für ein ‚er'?"

Die Unbekannte lächelte.

„Komm mit mir in den Park", sagte sie leise.

Der Garten war zur Stunde leer, ganz still und verlassen. Nur der Schnee knisterte unter ihren Füßen.

Die Alte sprach: „Du weißt sehr gut, was ich meinte. Mir bleibt nichts verborgen. Zieh den rechten Handschuh herunter! So. Zeig' mir deine Hand! — Du liebst ihn.

Adele fragte:

„Wer sind Sie?"

„Ich? Eine Wahrsagerin."

„So!"

„Du weißt doch, was das ist, mein Kind?"

„Meine dame de compagnie erzählte mir, daß es früher Frauen gab, die weissagen konnten. Früher, solange man noch an solchen Hokuspokus glaubte."

„Du glaubst's also nicht? Dann habe ich dir kein Wort mehr zu sagen."

„Warten Sie, Frau, gehen Sie noch nicht fort! Ich will's mir einmal überlegen. Wer weiß, vielleicht... Also, was lesen Sie aus meiner Hand?"

Du liebst ihn."

„Das haben Sie schon gesagt."

„Deine Liebe kennt kein Maß, keine Vernunft. Du bist imstande, ihm alles zu opfern; deine Ruhe, dein Elternhaus, deine Ehre."

„Wie meinen?"

„Deine jungfräuliche Ehre, deine Reinheit."

„Ich bitte Sie! Nur nicht übertreiben."

„Ja, mein Kind, jede Liebe ist eine Übertreibung. Das ist ihr Wesen. Die Liebe überlegt nicht, begeht Dummheiten."

„Das mag sein."

„Also, diese Linie hier, siehst du, sagt mir, daß du fest entschlossen bist, eine ganz unerhörte Dummheit zu machen."

„Was denn eigentlich?" fragte Adele und schaute weg. — „Haben Sie vielleicht erraten, daß ich Schauspielerin werden möchte?"

„Schauspielerin? Nein, davon ist nicht die Rede. Übrigens, willst du vielleicht in seinem Theater auftreten?"

„Alles eins," murmelte Adele, „darauf kommt's nicht an."

„Wehe dem verdammten Gesindel!" fluchte die Alte plötzlich erzürnt. „Dies Theater wird nicht lange existieren. Verlaß dich darauf! Ich will es bald dem Erdboden gleichmachen."

„Sie?" wunderte sich Adele.

Da merkte die alte Hexe, daß sie sich verplappert hatte.

„Nun, ich meine, das Schicksal, das sie verdienen, wird sich bald erfüllen. Auch ohne mein Zutun."

Sie kam zu sich, wurde ein wenig vernünftig. Sie versuchte sogar, freundlich zu lächeln..

„Hör' nicht auf alles, was ich so rede. Das kommt vom Alter. Der Mund will dem Verstand nicht mehr gehorchen und spricht auf eigene Faust. Das zählt nicht. Auch dir wird es so gehen, wenn du älter bist. Nun, du hast es noch weit bis dahin. Immerhin muß man seine schönste Zeit ausnützen. Du bist jung, hübsch, warum solltest du nicht lieben? Aber er ... Zeig' mir noch einmal deine Hand! Er benimmt sich etwas sonderbar."

Adele rief lebhaft aus:

„Ja, nicht wahr? Benimmt er sich nicht merkwürdig? Das haben Sie wohl aus meiner Hand gelesen?"

Die Wahrsagerin sprach nachdenklich, wie bekümmert:

„Ach ja, der Fall ist nicht so leicht. Da ist etwas Böses zwischen ihm und dir. Ich sehe merkwürdige Hindernisse. Sag' mir, mein Kind, sag' mir einmal ..."

„Was denn?"

„Trägt er nicht manchmal einen Stock?"

Adele lachte auf.

„Manchmal? Immer, unausgesetzt. Sogar im Zimmer hat er ihn immer bei sich, sogar auf Besuch."

„Dieses Stöckchen würde ich mir gerne einmal etwas näher ansehen. Sehr gerne."

„O Gott, es ist wirklich nicht viel daran. Der Stock ist ganz gewöhnlich, geschmacklos. Mit einem lächerlich rotbemalten Holzgriff."

„Nimm ihm den Stock weg!"

„Das möchte ich wirklich, denn der Stock ist ordinär. Manchmal muß ich mich beinahe schämen ..."

„Nimm's ihm weg!"

„Er wird böse sein, denn er hat den Stock gern."

„Mein Kind, dich selbst sollte er lieber haben."

„Das eine hat doch mit dem anderen nichts zu schaffen."

„Wer weiß?"

„Ich verstehe Sie nicht."

„Bedenke, ein Mann, der fortwährend, Tag und Nacht, einen Stock in der Hand hält ..."

Adele leise:

„Ob auch in der Nacht, weiß ich nicht."

„Aber ich weiß es bestimmt und du willst trotzdem mit ihm glücklich sein? Bedenke ..."

Adele ganz leise:

„Ich verstehe nicht."

Doch gleichzeitig errötete sie bis über die Ohren.

Die Wahrsagerin stellte dies mit großer Befriedigung fest. Und dann sprach sie schon zuversichtlicher, ruhiger, offenbar im Gefühl, daß sie nicht mehr weit vom Ziele sei.

„Versuch's, mein Schatz. Es gelingt dir bestimmt. Du weißt es wohl selbst. Du bist schöner als alle die Frauen, die er kennt. Mag er böse sein, das währt sicher nicht lange, euer Glück wird es jedenfalls überdauern. Lohnt es sich noch, die Sache hinauszuschieben?"

Adele schwieg, überlegte. Plötzlich sagte sie mit Hohn und Geringschätzung:

„Dummes Geschwätz, ich lache darüber."

„Worüber?"

„Das ist Aberglaube. Altmodischer Unsinn. Was wissen Sie? Nicht mehr als ich und alle. Ich werde ihm den Stock nicht nehmen."

Sie sprach in dem naiv-wackeren Ton ihrer fortschrittliebenden und barbarischen Zeit.

„Sie nennen sich Wahrsagerin? Das gibt's nicht mehr. Niemand kann weissagen. Früher war es leichter, die Leute zum besten zu halten, denn die Welt war dümmer, verstehen Sie. Sie haben wohl keine Ahnung, daß sich alles geändert hat, denn Sie sind alt. Sie wollen einfach etwas verdienen. Das ist's. Sie sind hungrig und Sie versuchten mit mir Ihr Glück."

Sie schob der Alten einen lächerlich hohen Geld-

betrag in den Muff hinein. Aber die Alte nahm das Geld sofort wieder heraus und warf es in einen Teich.

„Ach so, war es Ihnen zu wenig?" bemerkte Adele.

Dabei wußte sie ausgezeichnet, daß die Höhe des Betrages für die Alte keine Rolle spielte. Und umgekehrt; die Alte wußte recht gut, daß Adele nur augenblicklich, aus Verlegenheit, Komödie spielte, aber schließlich doch alles tun würde, was zur Erreichung des ersehnten Zieles notwendig war.

Und tatsächlich sagte Adele nach einer Weile:

„Sollte ich ihm trotz allem diesen Stock wegnehmen, so täte ich's nur darum, um ihn zu bestrafen und auch um Ihnen ein kleines Vergnügen zu machen."

Dann fügte sie mit trauriger, fast hoffnungsloser Stimme hinzu:

„Aber was nützt das alles. Er kommt ja doch niemals wieder."

XIV

Zyprian fastete. Er fühlte weder die Kälte im Zimmer noch Schläfrigkeit bei Nacht. Rot war es um ihn. Er brannte selbst und es brannte alles. Er schrieb ...

Aber in seinem Blut schrieb es noch schneller. Seine Hände eilten bebend und kamen nicht nach. Seine Augen glühten im Zeugungsfieber, im schöpferischen Irrsinn.

Oft beleuchteten Blitze im Gehirn so weit den vor ihm liegenden Weg, daß er vor Lust und schmerzlicher Ungeduld stöhnte, die Feder hinwarf, im Zimmer umherraste und wiederum sich setzte und schrieb.

Fiel er vor Erschöpfung angekleidet aufs Bett und versank sogleich in die schwarze Tiefe des Schlafs, so schrieb er auch schlafend weiter. Es enthüllten sich vor ihm die schamhaftesten Geheimnisse seines eigenen Werkes. Es verwandelten sich Gedanken in Gegenstände, jenen gleich, die auf der Erde sind, Gefühle in duftende Leiber von Blumen oder Frauen. Wie Soldaten standen Worte, hier und dort, auf unendlichen, irgendwo blauenden Feldern. Und er ordnete sie hundertmal von neuem in schlangenhafte Sätze, in funkelnde Ausdrucksreihen, in Armeen von unirdischen Lichtern und Regenbogenfarben.

Weiß lag schon der Tag auf allen Geräten im Zimmer, auf all dem Papier, das Schreibtisch und Fußboden bedeckte, deutlich schimmerten schon die Schneeflocken hinter dem Fenster, und er, starr wie ein Leichnam daliegend, arbeitete im Geiste weiter, stellte um, zerstörte und formte seine Sätze, Szenen und Akte wieder neu.

Und er öffnete plötzlich die Augen, augenblicklich so vollkommen wach, daß er schon die Stelle wußte, wo er die Arbeit gestern unterbrochen hatte und im nächsten Augenblick wieder beginnen würde. Und es grüßten ihn, wie Hausgenossen, allerlei letzte Hoffnungen und Sorgen dieser Arbeit, manche noch ohne Gesicht, andere schon mehr lebendig und deutlich. Er wusch sich, trank einen schwarzen Kaffee oder Tee und bebte dabei wie jemand, der nicht weiß, worauf er sich vorbereitet, auf einen Ball oder auf den Galgen.

Mit tödlicher Angst setzte er sich an den Tisch und

gleich darauf loderten wieder auf und umzüngelten ihn liebend die Flammen.

So lebte er noch eine Woche.

Die Reflektoren im Gehirn zeigten ihm schon das nahende Ziel. Er rannte dorthin mit jener blinden, heißen, verderblichen Wut, mit der alles Lebendige dem Ende zustrebt. Bis zuletzt lachte ihn das Ziel an, wie ein traumhaft schönes Frauengesicht, wie der Sieg, wie das Glück.

Bis er es erreichte. Da begriff er erst dies Gesicht, dieses Lachen, das ihn früher so angelockt hatte. Er blickte in die schwarzen Augenhöhlen eines Totenkopfes.

Ob die beendete Arbeit gelungen oder wertlos war, daran dachte er nicht. Er fühlte nur: es ist das Ende. Der allerletzte Punkt. Danach kommt nichts mehr. Und es schien ihm, als ob er nie mehr im Leben etwas Neues beginnen würde. Schmerzlich empfand er die Öde, die Einsamkeit.

Er bemerkte: Winter, der Ofen ausgebrannt, Staub und Kehricht im Zimmer. Und das Schlimmste: es war halb elf Uhr vormittags. Was tut man um diese Zeit, wenn man nichts tut?

Er schellte und — es kam niemand. Er war nahe daran zu weinen, weil sich niemand um ihn kümmerte. Er saß unbeweglich da, voll Ekel, voll Zorn auf sich selbst und die Welt. Er scheute sich, seine Papiere zu ordnen, um nicht etwas Peinliches zu erblicken; nicht etwas anzurühren, was „nicht mehr lebte“. Er fürchtete sich davor, aufzustehen und seine

vernachlässigte Person im Spiegel zu sehen; wie nach einer wilden, schamlosen Orgie.

Da erschien plötzlich die Frau, bei der er wohnte. Eine heruntergekommene, vom Leben arg mißhandelte Mutter mehrerer Kinder. Als er sie vorwurfsvoll ansah, fürchtete sie schon, sie käme wieder einmal zu früh, und als sie begriff, daß sie diesmal zu spät gekommen war, erschrak sie noch mehr.

Eine Katze war ihr gefolgt; sie bemerkte es gar nicht vor großer Verwirrung.

Zyprian begann mit einer zornigen Stimme, aber innerlich gleichsam getröstet, erwärmt durch die Anwesenheit von beweglichen, laut atmenden und raumeinnehmenden Geschöpfen in dem bisher ganz leeren Zimmer:

„Man kann rufen, läuten, schießen und es kommt niemand. Als hättet ihr alle vergessen, daß ich auf der Welt bin."

„Sie haben mir doch verboten zu kommen. Seit zwei Wochen klopfe ich wie wahnsinnig an die Tür, bitte, und Sie lassen mich nicht ein."

„Aber heute bin ich eben fertig geworden. Seit einer Stunde tue ich nichts mehr, sondern warte bloß auf Sie."

„Das konnte ich ja nicht wissen."

Zwei Augenpaare sehen ihn mit tiefem Unverständnis an.

Weder die Frau noch die Katze hatten wissen können, daß er eben fertig geworden war. Und noch weniger wußten sie, was es bedeutete, daß er fertig

war. So wie sie früher keine Ahnung hatten, warum er so viele Stunden dasaß und schrieb.

Zyprian entsann sich der Stadt, der Menschen, des Lebens. Die Wirtin fragte ihn mit ängstlicher Teilnahme:

„Sie sind wohl schrecklich hungrig?“

Eben, auch das. Aber in diesem Zimmer wollte er nicht essen. Von diesem Zimmer hatte er mehr als genug.

„Die Papiere auf dem Schreibtisch werden Sie wohl selbst ordnen und in die Schublade hineingeben?“

Ja, auch dies nahm er in Angriff. Mutig, denn sie waren dabei, die Wirtin und die Katze.

„Und jetzt gehe ich aus, damit Sie ordentlich aufräumen können.“

Er stürzte hinaus. Aber auf der Treppe fühlte er sich zu leicht, als hätte er etwas Notwendiges in der Eile vergessen. Natürlich, den Stock. Er lief zurück und holte sich ihn.

Dann (schon unten im dunklen Flur) erinnerte er sich noch, daß er kein Geld mehr hatte. Er nahm eine seltsame Manipulation mit dem Stock vor, worauf sogleich ein großer Mann mit einem silberweißen Vollbart vor ihm erschien und ihn fragte: „Wieviel?“ „Eine Menge“, antwortete Zyprian mit einem heiteren, fast frivolen Lächeln. „Denn ich bin eben fertig geworden. Denn ich fürchte jetzt weder Gott noch Teufel. Ich kann schon alles tun, was mir beliebt, ich bin frei.“

„Aber zu uns werden Sie wohl kommen?“ fragte ihn der Greis.

„Ja, abends bin ich wie immer im Theater. Und morgen bringe ich euch etwas Neues.“

„Wir lernen es sofort.“

Sündhafter Leichtsinn befiel sein junges Herz. Weil er frei war, fertig, weil er keine Angst mehr fühlte, sondern bloß ganz gewöhnlichen Hunger.

Als er sich aber in einem Restaurant gesättigt hatte, schlief er vor Ermüdung ein.

Es weckte ihn Adele; nicht so sehr persönlich als vielmehr in Form einer jähen, heftigen Sehnsucht. Im ersten Moment freute es ihn, daß Adele überhaupt auf der Welt war; dann aber erschrak er darüber, daß er ihre Existenz sozusagen vergessen, sich um sie so lange gar nicht gekümmert hatte. Ja, nun begann er zu zweifeln, ob sie überhaupt noch existierte; genau so, als hätte er einen Gegenstand aus Glas oder Porzellan auf der Straße verloren.

Er stellte sich ihren roten, neugierigen Mund vor. Er war offen, denn er wartete auf eine Antwort. Sie hatte ihn ja gefragt:

„Kennen Sie mich nicht mehr?“

Und nun konnte er sich nicht mehr erinnern, wie er diese Frage beantwortet hatte. Vielleicht gar nicht? Ja, dann war der Mund noch immer offen; seit Wochen, ganz ausgetrocknet, wie die Münder von Blumen, die lange kein frisches Wasser bekommen hatten.

Er sprang auf.

„Fahren Sie“, rief er einem Chauffeur zu, „so rasch Sie nur können!“

„Wohin?"

„Zum Haus des Bürgermeisters Pikebeil."

In einigen Minuten befanden sie sich an Ort und Stelle; sie waren so temperamentvoll vorgefahren, daß sie fast einen Wagen überrannt hätten, den Frau Pikebeil eben besteigen wollte.

„Treffe ich niemanden zu Hause?" fragte Zyprian sie ohne jede Einleitung.

Die Bürgermeisterin lächelte nachsichtig, mütterlich:

„Mein Mann ist natürlich abwesend, aber Adele wird sich sicher außerordentlich freuen. Ich muß leider ..."

Ein unmögliches Benehmen hatte dieser junge Theaterdirektor; er zeigte nicht das geringste Interesse dafür, was Frau Pikebeil leider mußte, sondern lief gleich in das Haus hinein.

Oben empfing ihn der Kammerdiener Ottokar mit einer distinguierten Verneigung. Er begann:

„Die Herrschaften sind leider ..."

Zyprian fiel rücksichtslos ein:

„Ja, ja, aber Fräulein Adele ist da."

„Zu dienen."

Ottokar eilte nicht etwa von dannen, um den Gast anzumelden, sondern blieb weiter in derselben vornehmen Pose stehen. Er wurde nun weniger offiziell, mehr vertraulich; er gab zu verstehen, das Fräulein wäre eigentlich gar nicht in der Stimmung, Besuche zu empfangen; seit einiger Zeit wäre sie etwas sonderbar.

„Sonderbar?"

„Ja, eine starke Nervosität, Kopfschmerzen ...“

„Warum hat mir ihre Mutter nichts davon gesagt?“

Der Kammerdiener zuckte die Achseln.

„Ich weiß es nicht, ich gestattete mir bloß, meine Ansicht zu äußern. Wenn Herr Direktor trotzdem darauf bestehen, daß ich Ihn anmelde ...“

„Ja, ja, ja!“

„Bitte!“

Der einstige Rennstallbesitzer entfernte sich gemächlich-würdevoll. Zyprian raste eine Weile im Vorzimmer umher. Dann erschien Ottokar wieder, leider mit bekümmertem Antlitz.

Das Fräulein wäre selbstredend untröstlich, aber, wie schon bemerkt, jene Nervosität, jene überaus heftigen Kopfschmerzen ...

Er sprach mit tieftrauriger Stimme, immer leiser, sozusagen die Hoffnungslosigkeit des Zustandes des Fräuleins diskret andeutend. Schließlich verstummte er, stand aber noch immer aufrecht da, wie weitermeldend, erwartungsvoll auf Zyprian blickend, der nicht daran dachte zu gehen.

Es vergingen einige Sekunden. Da wurde eine Tür aufgerissen.

„Ist er noch hier? Der Herr, meine ich? Ist er schon fort? Ich lasse bitten! Ja, ich lasse bitten!“

Es war Adele. Hatte sie sich's überlegt? Waren ihre Kopfschmerzen vergangen?

Sie traten in den kleinen Salon ein. Zyprian begann:

„Ich wollte schon … Ihr Diener sagte mir, Sie wären leidend."

Sie antwortete nicht; sie stand da und — weinte. Von diesen Tränen stieg heiße Feuchtigkeit auf und erfüllte den Salon, die kleine, blau ausgeschlagene Schachtel; es duftete wie im Sommer, wenn es regnet. Später:

„Nun, was? Wie rechtfertigen Sie sich? Wissen Sie, wie lange Sie nicht bei uns waren? Sind Sie böse oder … Warum? Bin ich Ihnen schon zu langweilig geworden?"

Er begann darüber zu sprechen, was er während der paar Wochen getan hatte. Aber bereits nach den ersten Worten spürte er: Es ist alles umsonst. Das ist nicht das. Sie hörte ja nicht einmal zu. Wollte sie etwas anderes hören? Was?

Trotzdem berichtete er weiter. Sie unterbrach ihn:

„Geschrieben. Gut, aber — ist das ein Grund, um mich zu beleidigen? Ich verstehe alles, aber — deswegen gar nicht zu mir zu kommen?!"

Es war klar; seine Arbeit galt für sie gar nichts. Sie ging darüber einfach hinweg, als ob er gar nichts gesprochen hätte.

Sie stand ganz nahe vor ihm, Leib an Leib. Die Glut ihrer Fragen, ihrer duftigen, heftigen, sinnlosen Fragen, schlug ihm ins Gesicht.

„Was habe ich Ihnen getan? Sind Ihnen diese Schauspielerinnen noch immer nicht widerwärtig geworden? Warum sagen Sie nicht die Wahrheit? Warum sagen Sie nicht einfach, wie es wirklich war?"

Zyprian hörte auf zu denken. Er flüsterte mit einem irren Lächeln:

„Es war so ...“

Er sah nichts wie ihren Mund. Und plötzlich umfing er sie mit den Armen. Dabei rutschte etwas hinunter, fiel, schlug irgendwo vernehmlich an, verstummte auf dem Teppich ...

„Wie? Wie?“ fragte Adele, weiß, zitternd, an ihn gedrückt (trotzdem blickte sie rasch, aufmerksam auf den Teppich).

Dann schloß sie die Augen, bog sich zurück, sank auf ein Sofa ...

„Wie?“ fragte sie zwischen einem Kuß und dem anderen.

Und sie trank die Antworten aus seinem Munde.

Ihre Neugierde brannte fort, brannte fast heiter, wie ein Strom fließt ... Sie atmete regelmäßig, wie dadurch beruhigt, daß sie auch seine Neugierde schmerzlich fühlte.

Dämmerung im Zimmer; draußen fällt der Schnee.

Zyprian wiederholt wie im Traum:

„So war es.“

Aber ihr Mund, ihr Körper und ihre Sinne fragten, fragten weiter ...

XV

Er hieß Nummer 68. Seit er nämlich Polizist geworden war. Was die Lebensjahre betraf, so hatte

er wohl eine etwas kleinere Nummer. Aber bestimmt wußte er es nicht; seit dem vierundzwanzigsten Lebensjahr hatte er zu zählen aufgehört. Er glaubte, daß es sich nicht mehr lohnte, da er die Partie ohnehin verloren hätte. Er dachte, daß die Lebenschancen in einem gewissen Alter ganz gegenstandslos wären. Man muß jung sein.

Nun hatte er Muße genug, über sich selbst sowie über die Frage nachzudenken, warum es ihm im Leben nicht besser ergangen war. Er stand da, stundenlang, und darauf beschränkte sich eigentlich seine Amtstätigkeit. Er stand bloß da, denn er hatte keinen Anlaß, einzuschreiten, als Behörde aufzutreten. Es gab fast gar keine Verwicklungen auf der Straße. Die Wagen wußten, wie sie fahren, wie sie ausweichen sollten und wo sie gar nicht vorhanden sein durften. Alle beobachteten die Vorschriften; aus praktischen Gründen, hauptsächlich darum, um nicht angehalten zu werden und dadurch Zeit zu verlieren.

Die ganze Welt beeilte sich und nur Nummer 68 hatte Zeit in Hülle und Fülle. Und dies hing nicht bloß mit seinem Berufe, sondern auch mit seiner ganzen Natur zusammen.

Personen wie Nummer 68 haben nichts davon, wenn sie sich beeilen. Denn die Ergebnisse all ihrer Mühen und Bestrebungen sind ohnehin a priori beschränkt. Er hatte einen Fehler, eine Art Gebrechen.

Manchmal ist ein Buckel nicht sofort konstatierbar; die Eltern glauben, das Kind hielte sich bloß nicht so stramm wie es sollte. Und in diesem Falle handelte

es sich um einen moralischen Buckel, also war die Feststellung eine noch weit schwierigere.

In der Schule erging es ihm leidlich; er rückte vor, wenn auch ohne große Bravour. Übrigens dauerte die ganze Qual nicht sehr lange. Man studierte damals nicht mehr so viele Jahre wie etwa vor dem großen Kriege; die Welt kam zur Ansicht, jede Übertreibung in dieser Hinsicht sei lächerliche Zeitverschwendung. Im sechzehnten Jahre begann sich der Jüngling praktisch zu betätigen und oft spielte er schon im zwanzigsten eine Rolle in der Gesellschaft.

Mit Nummer 68 war es anders; erst jetzt bemerkten seine Eltern, daß er gar nichts taugte. Man verzichtete auf ihn überall; in den Kontoren, Banken, Fabriken, ja sogar in den Staatskanzleien, wo die unfähigsten seiner Kollegen so rasch vorwärts kamen.

Ja, erst jetzt erkannte man sein Gebrechen, seine unglaubliche Einseitigkeit, die darin bestand, daß er nichts anderes konnte, als auf zwei Musikinstrumenten spielen (und Nummer 68 selbst wußte, daß er am schönsten „im Geiste" spielte). Das war blutwenig, hätte aber trotzdem einem anderen genügt, sich bescheidenen Lebensunterhalt zu verdienen. Man brauchte sich bloß mit größerem Eifer der in Tanzlokalen, Variétés und Operettentheatern gepflegten Musik zuzuwenden.

Aber seine Einseitigkeit überstieg jeden Begriff. Was er nicht liebte, das konnte er nicht, das konnte er beim besten Willen nicht tun. Er bekam eine Stelle im Orchester des „Eldorado", aber während der heiter-

sten Revuen heulte er vor Verzweiflung. Er spielte mit Ekel und daher ganz entsetzlich. Er zog es vor, Stunden zu geben; aber auch dies währte nur kurz, denn seine Zerstreutheit war nicht zu verheimlichen. Er war zu ausschließlich und immerfort mit seiner eigenen „inneren" Musik beschäftigt. Und so verließen ihn alle Schüler. Er begann grau zu werden und gleichzeitig Hunger zu leiden.

Bis er, zum Äußersten gebracht, auf der Polizei sich meldete und das Verbrechen eingestand, daß er völlig mittellos war. Da erbarmte sich seiner der liebe Gott (der offiziell eigentlich nicht mehr vorhanden war). Denn der Chef jenes Polizeiamtes entpuppte sich als einer seiner anständigsten Schulkollegen. Dieser nahm das Geständnis nicht zur Kenntnis, bot ihm hingegen die erwähnte Polizistenstelle an.

Und Nummer 68 stand auf einem weiten, bei Tag sehr frequentierten Platz. Doch nun war es Nacht, also der Platz fast menschenleer und nur vom Himmel herab grüßten die Sterne.

Er stand da, in einer schönen Uniform, mit einer Seitenwaffe, sah überaus imponierend, ja gefährlich aus, aber spielte dabei heimlich „im Geiste".

Wußte selbst kaum davon, denn er spielte immer.

Ein Genie. In einer anderen Epoche zur Welt gekommen, wäre er der berühmteste aller Komponisten geworden. Aber er wurde zu spät geboren. Oder vielleicht zu zeitlich. Er wußte nicht und niemand wußte es, daß sich eigentlich schon seit langem, wenn auch kaum merklich, etwas so Unglaubliches vorbereitete,

wie die Wiederauferstehung der Kunst. So machte denn Nummer 68, der verkörperte Anachronismus, seinen ruhigen, stehenden Polizistendienst, als er plötzlich aufschrie, denn ein junger Mann, der wie ein wütender Stier über den Platz lief, warf ihn beinahe um.

„Hol' Sie der Teufel", zürnte Nummer 68. „Obendrein haben Sie mir ein herrliches Motiv zerstört, einen ganz neuen musikalischen Gedanken, den ich in diesem Augenblick verloren habe. Wer gibt mir ihn zurück?"

Aber auch der Jüngling war ganz außer sich, ganz unzurechnungsfähig vor Aufregung. Und er schrie noch wütender als der andere:

„Und wer gibt mir meinen Stock zurück? Wer, frage ich? Wie ein Narr laufe ich seit Stunden hin und her...

„Das stimmt, wie ein Narr", bemerkte etwas ruhiger der Polizist.

„... hin und her und suche überall vergeblich. Aber die Polizei, anstatt mir zu raten und zu helfen, steht mir noch im Wege. Wer hat sich um die verlorenen Gegenstände zu kümmern, wenn nicht Sie, die Polizei?"

„Ja, wo, wann haben Sie ihren Spazierstock verloren?"

„Was für eine entsetzlich dumme Frage! Wo und wann? Das soll i ch wissen? Oh, mein Gott, mein Gott!"

Plötzlich begann er zu schluchzen.

Numer 68 sah ihn mit Geringschätzung an.

„Daß Sie sich nicht schämen, ein erwachsener Mann ... wegen eines dummen Spazierstockes ... Sie kaufen sich einen anderen."

Damit war für Nummer 68 die Angelegenheit erledigt und er begann eine unerhört schöne Symphonie im Geiste ...

Und Zyprian sprach weiter, wenn auch weniger laut, denn das Weinen dämpfte wie ein dickes Tuch seine Stimme.

„Wo und wann? Im Hause des ... In einem vornehmen Hause, wo ich heute nachmittag oder eigentlich gestern zu Besuch war. Aber ich bemerkte den Verlust erst nachher, jetzt in der Nacht. Ich lief dorthin zurück, schlug mit den Fäusten an das Tor, läutete, alles umsonst. Oh, die Lakaien, die Schweine wollten mich nicht einlassen, weil es zu spät war und die Herrschaften schliefen. Als täte das etwas zur Sache! Oh, mein Gott!"

„Stören Sie mich nicht", sprach Nummer 68 unwillig.

Worauf Zyprian wieder in Raserei verfiel.

Sie begannen beide zu fluchen, einander mit den Fäusten zu drohen. Wiewohl eigentlich der ganze Streit keinen Sinn hatte. Wiewohl es in der Stadt kaum zwei andere Menschen gab, die miteinander so verwandt waren wie dieser arme Polizist und dieser lächerliche Jüngling, der seinen Spazierstock verloren hatte.

Übrigens fühlte Zyprian schon im nächsten Moment eine entsetzliche Müdigkeit (hatte er doch schon seit

Wochen keine Nacht ordentlich geschlafen). Er sagte sich, daß er zu dieser Stunde ohnehin nichts ausrichten würde, denn die ganze Welt wünschte sich jetzt Ruhe und scherte sich nicht um sein Unglück. Plötzlich, ohne jeden künstlerischen Übergang, ohne das trockenste „Gute Nacht", kehrte er der Nummer 68 den Rücken und lief schnurstracks nach Hause.

Ich will bloß drei Stunden schlafen, dachte er, als er zu Bette ging, und mich dann in aller Frühe wieder im Hause des Bürgermeisters melden.

Aber aus den drei Stunden wurden ungefähr achtzehn. Als er die Augen aufschlug, war es wieder Abend; Dunkelheit herrschte im Zimmer und draußen. Er drehte das Licht auf, es war halb neun.

Blitzschnell kleidete er sich an, lief hinaus...

„Die Herrschaften sind längst weggefahren", erklärte der Portier des Pikebeilschen Hauses.

„Wohin?"

„Ins Theater", antwortete der Mann mit einer geradezu erstaunten Stimme (so selbstverständlich war der Theaterbesuch bereits geworden).

„Ich möchte aber trotzdem hinauf. Ich muß im kleinen Salon nach einem Gegenstand suchen, den ich dort gestern zurückgelassen habe."

„Handelt es sich vielleicht um Ihren Spazierstock?"

„Ja, ja! Ist er hier? Gefunden?"

„Soeben übergaben wir ihn dem..."

„Wem, um Himmels willen?"

„Dem Boten, den Sie zu uns geschickt haben, um den Stock zu holen. Vor einem Moment... Sehen

Sie, dort geht er noch, dort, er schwenkt eben nach rechts, auf den großen Platz."

„Dieb!" schrie Zyprian. „Haltet den Dieb!"

Nun gab es wieder ein wahnsinniges Rennen. Zuerst geradeaus, dann nach rechts ... Er hörte Verwünschungen hinter sich ... Er warf alles mögliche um; Kinder, einen heißen Ofen mit Kastanien, ein altes Weib ...

Auf dem großen Platz sah er schon von weitem den Mann mit seinem Spazierstock. Den Mann oder vielmehr jene Tante Fanny oder eigentlich ... Trotz dem entsetzlichen Laufen spürte er eine durchdringende Kälte — die Angst. Dichter Nebel verschleierte ihm den Blick, seine Beine bewegten sich schwer, er lief mit immer größerer Anstrengung — wie im Traum.

Er durchraste mehrere Straßen und Plätze. Einige Male glaubte er schon den Rücken des Gauners mit der Hand berühren zu können ... Oder vielmehr den Rücken der alten Tante oder ... Dann aber entfernten sie sich wieder, die Gestalten und der Stock.

Zyprian lief schon beinahe blind, aufs Geratewohl, lief darum, weil er sonst wie ein Fahrrad umgefallen wäre. Er lief aus Verzweiflung, aus Schmerz, aus unbeschreiblicher Angst — wie im Traum.

In der Bankgasse sah er den Mann mit dem Stock in das Theater eintreten. Er lief ihm nach.

Man spielte dasselbe Stück wie einst im Herbst am Eröffnungsabend. Auch im Zuschauerraum befand sich ungefähr das nämliche Publikum wie damals. Aber erst in dem Augenblick, als sich auf der Bühne „der

goldene Berg" zeigte, seufzte der und jener, rückte hin und her, flüsterte:

„Richtig, das kenn' ich schon."

So wie sich der Mensch im Schlaf erinnert: Das muß ich schon einmal geträumt haben.

Und man denkt weiter: Nun kommt das, dann jenes.

Dabei schlägt einem zuweilen das Herz, denn das, was kommen soll, ist fast immer schrecklich.

Adele in der Loge:

„Es wäre mir eigentlich lieber, sofort aufzuwachen, denn bald kommt der Ausbruch, die Explosion ... In einigen Minuten wird der Held, wird Romeo Vento den Berg in die Luft sprengen.

Ja, dem ganzen Publikum pochte das Herz; man hörte es beinahe. Außerdem aber hörte man eine Art Sturm hinter der Bühne.

„Dort geht etwas vor", flüsterte der Bürgermeister.

Und alle Zuschauer flüsterten:

„Dort geht etwas vor."

Der Held erschien auf der Bühne; so gekleidet wie in den früheren Akten, aber man spürte, es war ein anderer. Er hatte raschere, heftigere Gesten, auch eine andere Stimme als der bisherige Darsteller. Eigentlich ein unberechenbarer, beunruhigender Mensch; ganze Absätze rezitierte er in einem Atem, machte dabei seltsame Handbewegungen nach jedem Abschnitt, als sagte er: Nun, das hätten wir erledigt, jetzt das Nächste, das Übernächste ... Aber die Hauptsache kommt gleich, sofort, Geduld, nur Geduld! Er

verschluckte die Worte, warf sich hin und her. Näherte er sich den anderen Mitwirkenden, so traten diese zurück, als hätten sie Angst vor ihm. Das Seltsamste aber war eine Art Stock, den er in der Hand hielt und mit dem er alles, was er sagte, gleichsam unterstrich.

„Ist das nicht der Spazierstock Zyprians?" fragte sich Adele.

Und fast in derselben Sekunde näherte sich der Schauspieler dem Berge... Die ganze Bühne schrie auf. Die Darsteller warfen sich ihm zu Füßen, streckten ihm die Arme entgegen, als ob sie baten:

„Tu's nicht! Erbarme dich, tu's nicht!"

Gleichzeitig, wie in einem plötzlichen gemeinsamen Schrecken, sprang alles im Zuschauerraum von den Sitzen auf...

Eine unbeschreibliche Detonation. Blendendes Licht auf der Bühne. Der Berg verschwand.

Aber mit ihm auch die Schauspieler, die ganze Bühne.

Dunkelheit im ganzen Theater. Von der Bühne her vernahm man eine Art Winseln; eine einzige, armselige, weinerlich klagende Stimme:

„Wo ist mein Stock? Wo sind sie? Wo ist mein Theater?"

Da brach erst im Zuschauerraum die Panik aus. Es war ein gründliches Erwachen.

Das Winseln verwandelte sich in einen wilden, unmenschlichen Schrei. Man begann zu den Türen zu drängen.

Aber Peter, der Bruder des Bürgermeisters, rief donnernd, als kommandierte er bei sich auf dem Lande:

„Halt, stehenbleiben! Nicht drängen! Wer nicht pariert, den schieße ich nieder. Das ist ja nichts, bloß ein Kurzschluß. Dann zu Doktor Hahn:

„Haben Sie nicht Ihre kleine elektrische Lampe bei sich?"

Ja, nun kamen viele solche Lämpchen zum Vorschein. Es wurde fast hell, verhältnismäßig. Und man konnte sehen, daß sich die Bühne in ein schwarzes, rauchendes Riesenloch verwandelt hatte. Es sah aus wie ein Krater nach einem großen Ausbruch. Auch das Auditorium. Weder Logen noch Fauteuils, noch der große Plafondleuchter.

„Man muß die Schauspieler retten", befahl Peter.

Es meldeten sich Freiwillige genug und man riskierte einen Angriff auf den Krater. Aber es gab dort nichts; es gab keine Schauspieler, weder lebendige noch tote.

„Sicher sind sie in den Garderoben", vermutete Doktor Hahn, der sein seelisches Gleichgewicht wiedererlangt hatte.

Aber auch Garderoben waren nirgends zu finden. Überhaupt sah man dort nichts, was traditionellen Theatereinrichtungen ähnlich war. Auf merkwürdig roh und nachlässig zusammengefügten Brettern — nirgends eine Spur von Maschinen, Versenkungen, Dekorationen — rannte Zyprian händeringend hin und her und jammerte:

„Wo sind sie? Wo ist mein Theater? Wo mein Stock?“

Peter ergriff seinen Arm.

„Sie sind verantwortlich. Sie müssen ja dies Gebäude am besten kennen. Wo sind die Garderoben?“

„Es gibt keine.“

„Unsinn. Es muß welche geben. Nur Sie wissen es nicht. Wo sind Ihre Leute? Wo die Arbeiter, wo die Dienerschaft? Sind sie vielleicht im Zuschauerraum, in den Gängen?“

Zyprian, bleich und zitternd, stammelte:

„Nein, nein, nirgends. Kein Mensch ist hier. Alles bloß Geister. Ja, nun gesteh' ich's ein. Bloß Geister.“

Erst jetzt begriff Peter, daß der Theaterdirektor aus Verzweiflung den Verstand verloren hatte. Also nahm er sich ausschließlich dieses Opfers an, denn sonst gab es ja keine, merkwürdigerweise.

Zyprian wurde rasch aus dem Theater geführt. Es meldete sich ein Arzt, der sich mit dem Kranken und mit Peter Pikebeil in einen Wagen setzte.

Draußen stand die Menge.

Auch von der Straße aus betrachtet, machte nun das Haus nicht den Eindruck, als wäre es je im Leben ein Theater gewesen. Konnte man es überhaupt ein Haus nennen? Eigentlich ähnelte es gar zu sehr jenem Trümmerhaufen, der sich vor vielen Monaten an derselben Stelle befunden hatte.

Als wäre diese ganze „Theatersaison“ nur ein Irrtum, ein Traum, eine Art Haluzination gewesen.

XVI

Der Arzt des „Sanatoriums für Nerven- und Geisteskranke“ sprach zu Zyprian:

„Gestatten Sie mir noch einige kleine Fragen. Vor allem: warum haben jene vermeintlichen Geister für Sie das Theater errichtet? Warum spielten sie dort so wunderhübsch und, wie Sie behaupten, ganz uneigennützig? Doch nicht etwa aus Liebe zu Ihnen?“

„Nein, nein, sie waren gezwungen, denn ich war ihr Herr, als Eigentümer eines bestimmten Gegenstandes.“

„Ich verstehe, eines gewissen Spazierstöckchens, schön. Und wie kam dieser Stock in Ihren Besitz?“

„Jemand hat ihn verloren und ich habe ihn gefunden.“

„Wissen Sie vielleicht, wer ihn verloren hat?“

„Ja, auch ein höheres Wesen, aber ein böses. Auch ein Geist. Aber ein Feind jener Geister, denen ich das Theater verdanke.“

„Und Sie haben ihn gefunden! Schau! schau! Wo? Wann?“

„Voriges Jahr, an einem hübschen Augustmorgen, in einem Walde.“

„Es ist unglaublich, was für ein fabelhaftes Glück Sie haben!“

„Sie bilden sich ein, witzig zu sein.“

„Weit entfernt“, sagte der Doktor. „Ich bemerkte bloß, was für ein Glück! Ich beneide Sie. Ich als Unwürdiger hätte einen solchen Schatz niemals gefun-

den. Und wenn auch — man sagt, Fortuna sei blind — so ..."

„... so hätten Sie nichts davon."

„Ausgezeichnet, nun sind Sie der Witzige. Ja, ich verstehe, was Sie damit sagen wollten. Ich gebe zu, wäre ich der Finder gewesen, ich hätte nichts davon gehabt. Da mir die wunderbare Kraft des Stockes unbekannt war, hätte ich ihn, redlich wie ich bin, bei der Polizei abgegeben. Aber sagen Sie mir, bitte ..."

„Sie wollen fragen, woher ich wußte, daß der von mir gefundene Stock jene Kraft hätte?"

„Eben ..."

„Ich ahnte es, bevor ich ihn gefunden hatte."

„Wie das?"

„Weil ich schon als Kind von allerlei Wundern und Zaubereien träumte."

Der Arzt notierte sich fleißig:

„Schon als Kind, sehr gut, schon als Kind ..."

„Und immer glaubte ich an Geister. Stets glaubte ich mehr an Märchen als daran, was Sie und Ihresgleichen die Wahrheit nennen. Und darum habe ich den Stock gefunden."

„Und wie — verzeihen Sie, daß ich diesen für Sie zweifellos so schmerzhaften Punkt berühre — wie kam es, daß Sie ihn dieser Tage wieder verloren haben?"

„Das ..."

Plötzlich wurde er rot, dann blaß. Er schrie geradezu unhöflich:

„Das geht Sie nichts an!"

Der Arzt lächelte, blinzelte.

„Es geht Sie nichts an“, wiederholte Zyprian noch heftiger. „Ein diskreter Mensch kümmert sich nicht um fremde Sünden.“

„Ach, Sünden also“, sprach der Doktor leise, halb fragend und dabei geradezu schelmisch.

Er stand auf, ging zum Fenster, trommelte eine Weile mit den Fingern auf der Fensterscheibe und sagte dann:

„Sünden heißen in Ihrem Alter Frauen. Nicht' wahr?“

Zyprian schaute auf ihn mit dem Blick eines tollen Hundes.

Er begann:

„Und wenn Sie sich auf den Kopf stellen ...“

„Fällt mir nicht ein“, beruhigte ihn der Arzt. „Nur keine Aufregung, mein Herr. Ich sagte nichts als eine allgemeine Sentenz.“

„Einen Blödsinn.“

„Oh, bleiben wir artig. Habe ich Sie denn um Einzelheiten ersucht? Ich habe nicht mit einem einzigen Wort angedeutet, daß ich den Vor- und Zunamen der betreffenden Dame erfahren möchte.“

„Fräulein Adele Pikebeil“ — meldete in diesem Augenblick der eintretende Anstaltsdiener — „fragt Herrn Primarius, ob sie den Kranken besuchen dürfe?“

„Sie darf es“, antwortete der Primarius.

Dann sagte er dem Diener flüsternd:

„Ich will die beiden allein lassen. Aber halten Sie sich jedenfalls im Gange auf. Sollten Sie irgend einen

verdächtigen Lärm im Zimmer hören, haben Sie sofort ..."

„Ich weiß, ich weiß."

„Augenblicklich ist wohl kein Tobsuchtsanfall zu befürchten. Immerhin möchte ich aus Vorsicht ..."

„Ich verstehe."

Die Neugierde Adeles zeigte sich unter anderem auch auf medizinischem Gebiete; wenigstens in den letzten Tagen (seit jener Katastrophe in der Bankgasse) insbesondere, was sehr begreiflich, in der Psychiatrie. Der Primararzt der Anstalt, in der Zyprian interniert war, berühmt durch eine neue Methode der Heilung gewisser Geisteskrankheiten, machte sie mit dem Falle Zyprians vollkommen bekannt. Er verheimlichte ihr nicht, daß der Zustand des Kranken ein sehr ernster sei, aber er schloß nicht jede Hoffnung aus.

Das letztere tat er grundsätzlich niemals. Er behauptete, daß bei Anwendung seiner Methode negative Ergebnisse unmöglich wären. Die Heilung erfordere jedoch eine gewisse Zeit, einige Monate oder einige Jahre, je nach dem Falle. Nun gab es aber gar zu unvernünftige Kranke; sie machten dem genialen Arzte die Durchführung seines Planes dadurch unmöglich, daß sie (aus Ungeduld) vorzeitig starben. Darum mußte man die Patienten unausgesetzt in heiterster Laune erhalten, ihnen den Aufenthalt im Sanatorium möglichst erträglich machen.

„Ich hoffe," sprach der Doktor zur Bürgermeisterstochter, „daß ich, was dies anbelangt, in Ihnen eine unvergleichliche Stütze finden werde. Ich habe Sie in

alles mit dem größten Vertrauen eingeweiht. Doch müssen Sie sich selbst mit Geduld wappnen. Vorläufig kann ich beim besten Willen nicht sagen, wie lange die Krankheit annähernd dauern dürfte."

„Und wann werden Sie's sagen können?" fragte Adele in ihrem „hungrigen" Ton. „Morgen, übermorgen, in einer Woche?"

„Ich weiß es nicht. Bisher sind meine Voruntersuchungen noch nicht zum Abschlusse gebracht. Einige außerordentlich wichtige Punkte wären noch klarzustellen. Der Patient gibt einmal bessere Antworten, ein andermal ..."

„Und wie ist es heute?" fragte Adele hastig, bevor sie das Krankenzimmer betrat.

„Schlechter."

Sie schlug mit dem Schirm auf den Fußboden. Sie begann aus Ärger die Blumen zu mißhandeln, die sie für den Kranken mitgebracht hatte.

„Ihre Methode hat ein gar zu langsames Tempo. Lauter Voruntersuchungen. Es ist doch bereits eine Woche vergangen."

„Mein Fräulein, noch dürften viele, viele Wochen vergehen."

„Das gibt's nicht. Viele?! Ich halt's nicht aus."

„Sind Sie schon jetzt ungeduldig?"

„Natürlich."

„Was werden Sie in einem Jahr machen?"

Sie errötete vor Entrüstung.

„In einem Jahr? Das muß spätestens in acht Tagen enden."

„Muß?"

„Ja, ja!"

Der Primarius lächelte überlegen. Er kannte bereits diese Anfälle Adeles. Da kann man nichts machen, dachte er. Sie ist eben weiblichen Geschlechtes. Aber im Grunde genommen hatte sie doch mehr Klugheit als die meisten anderen Frauen. Man konnte trotz allem annehmen, daß sie sich im Krankenzimmer vernünftig verhalten, dem Patienten keine Dummheiten sagen, kurz: sein, des Arztes, Vertrauen nicht täuschen würde.

So war er, der große Arzt; was das Leben betraf, beinahe ebenso naiv wie, sagen wir — Doktor Hahn. Denn auch er hatte zu rasch seine Karriere gemacht, war zu frühzeitig Primarius und eine europäische Berühmtheit geworden.

Er ließ Adele ohneweiters ein.

Und die Liebenden stürzten sich in die Arme, begannen sich leidenschaftlich unter Tränen zu küssen. Sie fühlte sofort, wie heiß und sehnsüchtig Zyprian sie liebte, und schon in den ersten Minuten begann sie des Institutsleiters „Vertrauen zu täuschen".

Als Zyprian darüber zu klagen begann, daß er infolge eines dummen Nervenschocks und einer leichten Verkühlung, die er sich an jenem unseligen letzten Theaterabend zugezogen hätte, das Zimmer hüten müßte, unterbrach ihn Adele heftig:

„Ach was, eine Verkühlung! Unsinn, mein Lieber! Wozu sollen wir beide miteinander Verstecken spielen: Das ist ein Narrenhaus."

Gleich darauf bereute sie schon ihre Worte. Denn Zyprian wurde weiß wie die Wand, riß weit die Augen auf und wiederholte mit entsetzter Stimme:

„Ein Narrenhaus."

Schon wollte Adele den Rückzug antreten. Aber schon im nächsten Moment erlangte sie ihre gewöhnliche Energie wieder.

Nein, nein, sagte sie sich trotzig. Ich muß es zu Ende führen nach meiner Methode. Denn ich will kein Warten! Nicht mehrere Jahre, nicht ein einziges Jahr, sondern gleich, sofort.

„Warum?" fragte Zyprian, „was habe ich denn so Verrücktes getan? Ich war es ja nicht, der das Theater vernichtet hat, sondern dieser elende Dieb, der böse Geist, der mir meinen Stock geraubt hat."

Und noch einmal begann er, jetzt der Geliebten, von seinen guten Geistern und von jenen feindlichen bösen und von allen anderen Wundern und Geheimnissen seines geliebten, nun für immer verlorenen Theaters zu erzählen.

Aber Adele, die nicht so sehr seinen Worten lauschte, als vielmehr ihn selbst mit großer Aufmerksamkeit ansah, sprach:

„Siehst du, mein Teuerster, meiner Überzeugung nach bist du einer der gesündesten jungen Leute der Welt. Dein Blick ist nicht im mindesten wahnsinnig, ich schwöre es dir. Er glüht wohl, aber nicht anders als die Sonne. Bist du verrückt, so sind es alle Menschen."

„Also geh hin und sag's jenen, die mich gefangen halten."

„Ja, aber du mußt dir's unbedingt abgewöhnen, den Leuten deine Geistergeschichten zu erzählen. Denn das ist der Grund des Mißverständnisses, des ganzen Unglücks."

„Ich erzähle ihnen doch nichts als die lauterste Wahrheit."

„Wahrheit? Nun ja, vielleicht, sicherlich, immerhin wäre es besser..."

„Glaubst du's mir oder nicht?"

„Ich selbst, natürlich. Ich selbst glaube dir, aber die andern nicht. Darum handelt es sich. Denk' nur ruhig darüber nach. Du kennst doch die Menschen; du schreibst doch Dramen, die von ihnen handeln. Wie kann jemand, der in unseren Tagen lebt, der etwas Grütze im Kopf, einige Bildung hat, an solchen Blödsinn glauben, wie deine bösen und guten Geister!"

Sie war wieder ein wenig zu weit gegangen. Zyprian flüsterte verzweifelt:

„Also doch Blödsinn. Auch du denkst so..."

„Nein, ich nicht, die anderen", rief Adele aus Leibeskräften.

Ja, um die Situation zu retten, erhob sie gar zwei Finger ihrer rechten Hand und beging den schwersten Meineid.

„Ich nicht, aber sonst die ganze Stadt."

„Sie kamen aber doch alle in mein Theater."

„Nun, und...?"

„Warum taten sie's? Wie konnten sie auch nur

eine Vorstellung verstehen, wenn sie mir nicht glaubten?! Ich weiß ja, daß es Geister gibt. Seit ich denke und fühle, weiß ich's. Ich hab's erlebt und meine Erlebnisse sind in meinen Stücken. Warum kamen sie also, wenn sie mir nicht glaubten?"

„Was heißt das, sie glaubten nicht? Was im Theater gespielt wird, ist ja nicht Wahrheit, sondern bloß ..."

„Was?"

Sie wollte schon sagen: sondern bloß hübsch. Aber ihr weiblicher Instinkt warnte sie beizeiten.

Statt ihm auf die Frage zu antworten, begann sie wieder zu weinen, Zyprian heiß und innig zu küssen.

Und dieser sagte sich:

Sie glaubt mir doch.

Ja, sie glaubte an ihn, wenn auch nicht an seine Geister.

Rasch trocknete sie sich die Augen.

„Überleg's dir, was du lieber magst. Mich für immer verlieren oder den Leuten die Wahrheit sagen. Genügt's dir nicht, selbst zu wissen, wie es sich wirklich verhalten hat? Was liegt dir an den Anderen? Überleg dir's. Unterhältst du die Leute weiter mit deinen Geistergeschichten, so bleibst du immer in diesem Zimmer."

„Was?"

„Das ist doch klar. Und solltest du auch aus der Anstalt entlassen werden, so wird mir mein Vater nie erlauben, dich zu heiraten. Denn er wird dich für einen Narren halten. Verstehst du's?"

„Ja, ich verstehe."

„Also, sei vernünftig. Sprich mit ihnen nicht so wie du denkst, sondern wie *sie* denken und sprechen."

„Das bedeutet: lügen?"

„Ja, vielleicht, ein wenig."

„Ich verstehe, und ich will es tun um unseres Glückes willen. Aber was soll ich ihnen sagen? Die Katastrophe im Theater läßt sich doch auf keine andere Weise erklären, nur mit jenen Erscheinungen, nur mit der Wahrheit."

Adele lachte auf.

„Meinst du? Es ließe sich nicht anders als mit deinen Geistern erklären?"

„Wie sonst? Das Theater hat doch zweifellos existiert . . ."

„Nun ja, gewiß. Aber jetzt wurde es durch eine Explosion vernichtet. Ist das etwas so Besonderes? War es nicht schon öfter anderswo vorgekommen? Einmal, erzählte mir mein Geschichtsprofessor, haben die Revolutionäre in Spanien . . ."

„Ja, aber wer hat jetzt das Theater in der Bankgasse zerstört?"

„Wer? Deine Freunde, deine Gesellschafter, die Schauspieler."

„Was für eine Torheit, das anzunehmen! Die Schauspieler? Ja, zu welchem Zweck hätten sie's getan?"

„Um während der Panik davonzulaufen."

„Zu fliehen? Warum? Sie dienten mir doch mit der größten Freude, Ergebenheit, Selbstverleugnung!

Niemand liebte mich und die Kunst so wie meine Geister."

„Dich oder dein Geld."

„Wie kannst du so etwas sagen?"

„Ich sag's ja nicht. Du vergißt immer wieder, daß von anderen die Rede ist. Ich wiederhole bloß das, was man bei uns zu Hause, was man im Rathaus und in der ganzen Stadt spricht. Man sagt, daß du früher reich warst, aber nun dein ganzes Vermögen verloren hast."

„Ha, ha, verloren!"

„Ja, durch dieses Theater, durch die Halunken, die dich zu diesem Unternehmen überredet hatten, um dir später dein Geld zu nehmen und sich zu flüchten. Aber Papa sagt, sie würden bereits von der ganzen europäischen Polizei gesucht."

„Man wird sie vergeblich suchen," erklärte Zyprian „denn sie sind Geister. Und ihnen, nur ihnen verdanke ich alles; mein Theater, das war, mein Geld, das nicht mehr vorhanden ist. Weißt du denn nicht, daß ich vor einem Jahre keinen Knopf hatte?"

„Es kann sein, oh, sicherlich. Ich wiederhole bloß, was die anderen sagen. Denn noch einmal, du sollst genau so sprechen, wie die Leute denken. Nur in diesem Falle wirst du frei werden und ..."

Sie sprach an seiner Brust zu Ende:

„Mein Gatte."

Aber Zyprian flüsterte:

„Eine Dynamitexplosion, um Geld zu stehlen? Wie lächerlich! Einige Monate Theater zu spielen, so wun-

dervoll, einzig, mit einem so überirdischen Talent, und dann ... Ist das nicht ein viel größerer Wahnsinn! Aber daran glauben die Leute, denn das ist, wie sie sagen, wirklich."

Adele mit süßer Stimme:

„Wirklich."

Sie war hübsch und er liebte sie sehr. Auch lügen wollte er für sie. Alles wollte er tun, um sie zu besitzen „für ewig".

Aber als sie sich an diesem Tage entfernt hatte, saß er noch lange, seltsam traurig auf seinem Bett.

Ja, traurig, obwohl seiner schon das große Glück harrte.

Denn er dachte:

Mich von meiner Wahrheit trennen? Auch von jener Wahrheit, daß ich so viele Jahre im Elend lebte? Auch von jener, daß ich ein volles Herz, aber leere Taschen hatte, als ich einmal im Sommer durch den Wald ging ...

Merkwürdig; das fiel ihm am schwersten. Daß er einen Krösus spielen sollte, den Gauner bestohlen hatten. Es war ihm, als müßte er sich vom besten trennen, was er hatte: von seiner Jugend.

XVII

Peter Pikebeil entschloß sich endlich, nach Hause zu fahren.

Denn in der Bankgasse sah man nun an der Stelle,

wo einen Winter lang ein Theater gestanden hatte, bloß ein Gerüst. Und doch ...

Doch erfolgten wichtige Veränderungen in der Stadt.

Peter war nicht mehr da. Trotzdem fanden sich in der Stadt immer mehr solche, die auf der Straße spazierend, in den Himmel schauten.

Sie taten es sicher aus Neugierde, denn wie es hieß, sollten in Bälde neue Theater entstehen, ja mehrere sogar. Dann vielleicht noch weitere zehn oder zwanzig. Wahrscheinlich überzeugten sich die kapitalistischen Kreise der Hauptstadt von der Rentabilität solcher lange Zeit vergessener Anstalten.

Die Kunst hatte plötzlich Kredit, wie einst vor Jahren. Und dadurch nahm auch die gesellschaftliche Bedeutung der Künstler zu. Dadurch auch das Ansehen anderer Menschen, die nicht mit den Händen arbeiteten, sondern bloß mit ihrer Seele.

Die sogenannten Intellektuellen hatten wieder die Oberhand.

„Ich stelle bloß die Tatsachen fest", schrieb ein Historiker in der ersten Hälfte des 21. Jahrhunderts. „Ohne auf die Eröterung der Frage einzugehen, ob das gut oder schlecht war für — den Intellekt."

Aber Nummer 68 erlebte nicht einmal den Anfang jener Zeit. Wiewohl er seine Funktion im Herzen der Stadt ausübte, wußte er nichts vom Pochen dieses Herzens. Nichts von der Konjunktur, nichts vom Kurse der großen Musik auf dem städtischen Markte.

Ein Wagen fuhr an ihm vorüber, und der Insasse

war der Schwiegersohn des Bürgermeisters, ein allgemein bekannter und geschätzter, wenn auch etwas zu korpulenter Mann. Autor eines Buches (ach, Bücher erschienen ja wieder), das er vor vielen Jahren geschrieben hatte, eines unmittelbar vor der denkwürdigen Katastrophe in der Bankgasse vollendeten Dramas in mehreren sehr langen und temperamentvollen Akten. Man grüßte ihn von allen Seiten, nicht nur darum, weil er sich seit jener Zeit mehr mit dem Schlachthaus seines Schwiegervaters als mit der Literatur befaßte. Er fuhr mit seiner Gattin, der schönen Adele (sie hatte einen weniger roten und „hungrigen" Mund als früher) zur Bilderausstellung des ersten Kunstsalons der Stadt. Denn es gab auch Bildersalons und Bilder.

Aber Nummer 68 hatte von all dem neuen keine Ahnung. Er fühlte nicht, daß die Stunde geschlagen hatte; die Stunde für Sonaten, Opern, Symphonien.

Er stand da, wie eine ganz kleine dunkle Insel auf dem weiten Meere. Und spielte, spielte im Geiste.

Da kam eine schwere Maschine, ein apokalyptisches, Feuer und Rauch speiendes Ungetüm, bewegt durch eine neuerfundene, beispiellos brutale (und billige) Kraft, und — zermalte ihn. Eben in dem Augenblick, als er ein wunderbar leichtes und engelhaftes Scherzo begonnen hatte.

Er verschwand. Frische Lebenswellen rauschten über ihn hinweg — —

Und lange, lange nach obigen Ereignissen, begann

man in der Stadt von einer neuen Bewegung zu flüstern.

Siehe, die manuellen Arbeiter organisierten sich wieder, hatten geheime Konventikel, Zeitungen, einen Klub, sogar Waffen — haha Waffen, was bedeutete das angesichts der ungeheuren Übermacht der herrschenden (intellektuellen) Klassen!

Jetzt gibt es keine Revolution mehr, behauptete ein Professor der Weltgeschichte. Die Herrschaft des Geistes ist für immer gesichert.

Aber einmal, an einem herrlichen Tage im Mai — —



Erwin Rieger

Die Zerrissenen

Roman

Mit allen Mitteln seines Geistes und tiefinnerlichen Empfindens sucht der Dichter das Erlebnis der zerstörten, zerfallenen Heimat seelisch zu bewältigen. In der Liebe zur Schönheit des Vaterlandes, in seiner Verwurzelung mit ihrem Wesen findet er die Möglichkeit und den Weg zu tröstlichem und hoffnungsvollem Weiterbestehen.

Thaddäus Rittner

Geister in der Stadt

Roman

Eine romantische Staatsutopie, die wie alle Werke Rittners nahe der Wunder- und Märchenwelt liegt. In der traumhaften Revolution, zu der sich in diesem Roman die geistigen Arbeiter endlich aufschwingen, spielt das Theater eine seltsame und entscheidende Rolle. Das letzte Werk des verstorbenen Dichters.

Leo Perutz

Die Geburt des Antichrist

Erzählung

Mit Einband, Buchschmuck und Textzeichnungen von

Axel Leskoschek

Die seltsamen und abenteuerlichen Umstände bei der Geburt einer der sonderbarsten historischen Persönlichkeiten werden hier zu einem Kunstwerk von seltenster Vollendung gestaltet. Ein verblüffend buntes Bild der Barockzeit mit bedeutungsvoller Perspektive. Aus der Welt sizilianischer Verbrecher steigt die faszinierendste Erscheinung des 18. Jahrhunderts empor.

